



ANSPRACHEN UND ANDERE TEXTE

Bischof Dr. Gerhard Feige

(w)ach(t)sam



BISTUM MAGDEBURG

ANSPRACHEN UND ANDERE TEXTE
Bischof Dr. Gerhard Feige

(w)ach(t)sam

Bistum Magdeburg
2022

Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg
bistum-magdeburg.de

Redaktion und Gestaltung: Susanne Sperling | Umschlaggestaltung: Ronald Reinicke

Titelfoto: Gerhard Feige

Fotos: Bonifatiuswerk (52), Brose (127), DBK (54, 164), epd (148, 159, 161), Feige privat (33, 73, 80, 81, 116, 141), katholisch.de (32), KSG Halle (27, 28, 31), KNA (54, 79), Möhler-Institut (48, 49, 158), pbm (13, 15, 25, 34, 37, 38, 39, 41, 42, 43, 44, 46, 57, 61, 62, 63, 64, 66, 68, 76, 82, 84, 86, 88, 90, 91, 93, 95, 97, 99, 103, 113, 118, 120, 122, 125, 128, 130, 132, 143, 145, 147, 151, 152, 155, 160, 164), Hans-Christian Plambeck (16, 19, 20, 22), Jennifer Stieler (164), Marcel Gregory Stock (33), Synodaler Weg (70), TdH (138), Ukainische Griechisch-Katholische Kirche Kiew (117), Vatikan press (51), Vogler (107, 108, 109, 111), Maurice Weiss (36, 164).

Vorwort

Wir leben in merk(!)würdigen Zeiten. Die Kumulation von Krieg und Krisen zerrt an den Nerven von Gesellschaft und Individuen. Und natürlich bleibt auch die Kirche nicht verschont.

Da braucht es eine neue Kultur der Wachsamkeit und des berechtigten Widerspruchs, damit unsere Gesellschaft nicht aus dem Lot gerät, wie Bischof Dr. Gerhard Feige nicht nur zum Tag der Deutschen Einheit fordert. Wachsamkeit, das bedeute beobachtend, vorsichtig und kritisch zu sein, aber auch immer wieder widerständig. Eine Koalition aller Menschen guten Willens muss noch entschlossener für mehr Toleranz und ein friedliches Miteinander eintreten.

Damit das gelingt, müssen wir die Fülle des Verstandes (engl. mindfulness) einsetzen, um „einen Zustand von Geistesgegenwart (zu erreichen), in dem ein Mensch hellwach die gegenwärtige Verfasstheit seiner direkten Umwelt, seines Körpers und seines Gemüts erfährt, ohne von Gedankenströmen, Erinnerungen, Phantasien oder starken Emotionen abgelenkt zu sein“, wie Wikipedia Achtsamkeit definiert - Achtsamkeit also als besondere Form der Aufmerksamkeit.

(W)ach(t)samkeit offenbart dann auch wieder Momente des Staunens und des Göttlichen in unserem Leben.

Diese Momente des Staunens, der Achtsamkeit und des sich Angesprochenfühlers wünsche ich Ihnen beim Lesen der Broschüre in merk(!)würdigen Zeiten.

Ihre
Susanne Sperling

Pressesprecherin
Bistum Magdeburg

INHALTSVERZEICHNIS

Grüner Westen, blauer Osten?	11
Statement zum „ZdK-Afterwork: Kompakt & Kontrovers“ am 16. Juni 2021	
1000 Jahre Merseburger Domzauber „Geweihet für die Ewigkeit“	16
Grußwort zur Eröffnung des Festjahres am 20. Juni 2021	
Bei uns geht es ums Überleben	18
Ost-Bischof im Kampf gegen Mitgliederschwund Spiegel Plus Reportage von Annette Langer vom 9. Juli 2021	
„Reich beschenkt“	26
Predigt zum ökumenischen Semesterabschluss von ESG und KSG am 14. Juli 2021 in Halle	
Ohne meinen Vollbart wäre ich mir selbst fremd.	32
Interview von Steffen Zimmermann zum Tag des Bartes in: katholisch.de vom 2. September 2021	
Öffne Dich	37
Predigt bei der Bistumswallfahrt am 5. September 2021	
„Mit Bibel und Spaten. 900 Jahre Prämonstratenser-Orden“	42
Grußwort zur Eröffnung der Ausstellung im Magdeburger Dom am 7. September 2021	
„Alle sollen eins sein“	45
Ökumene in Mittel- und Osteuropa – Aufgabe und Bereicherung Statement beim 25. Internationalen Kongress von Renovabis am 16. September 2021	
Ticken im Osten lebende Katholiken anders?	54
KNA-Interview von Karin Wollschläger und Joachim Heinz mit Bischof Gerhard Feige und dem Religionssoziologen Gert Pickel, u.a. in: domradio vom 30. September 2021	
Wachsamkeit	60
Predigt beim zentralen ökumenischen Gottesdienst zum Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 2021 in der Pauluskirche zu Halle/Saale	

Wozu Kirche?	65
Predigt zum Pastoraltag am 13. Oktober 2021	
Für eine Synodale Kirche: Gemeinschaft, Teilhabe und Sendung	69
Brief des Bischofs von Magdeburg anlässlich der Eröffnung des weltweiten synodalen Prozesses am 17. Oktober 2021	
Sagen Sie mal ...	73
Kurzinterview unter der Rubrik „Buntes“ in: neue caritas vom 25. Oktober 2021	
„Ökumene ist keine Häresie“	75
Grußwort zu Ehren von Metropolit Augoustinos am 10. November 2021	
Willis Weihnachten	79
Wie der Hund von Bischof Gerhard Feige die Festtage verbringt. Von Karin Wollschläger (KNA) am 2. Dezember 2021	
Vom Sinn des Lebens	82
Predigt zur Christnacht 2021	
An was für einen Gott glauben Sie eigentlich?	87
Predigt zum 1. Weihnachtsfeiertag 2021	
Erzählen – Hören – Staunen – Erwägen	92
Predigt am Neujahrstag 2022	
„Religion, ja – Gott, nein“	96
Predigt zur Epiphanie 2022	
Verändert hat sich die Kirche nicht nur in Kleinigkeiten	100
Beitrag zum Buch von Schwester Philippa Rath und Burkhard Hose (Hrsg.) „Frauen ins Amt! Männer der Kirche solidarisieren sich.“ Verlag Herder, Freiburg 2022	
„Das Wort an die Gemeinde“	102
Interview mit Marlen Bunzel über eine zu DDR-Zeiten erschienene 18-bändige Predigtreihe für eine Tagung im März 2022	

„Wo war der Mensch in Auschwitz?“	107
Begleitworte für Auszubildende der Fachhochschule der Polizei Sachsen-Anhalt zu einer Fahrt nach Auschwitz	
Heilig und katholisch?	112
Brief des Bischofs von Magdeburg zur österlichen Bußzeit 2022	
„Es darf keine offene oder indirekte Legitimierung des Krieges durch religiöse Akteure geben.“	116
Zum Krieg in der Ukraine und zu den ökumenischen Folgen Pressemitteilung der Deutschen Bischofskonferenz vom 4. März 2022	
In der Seelsorge schägt das Herz der Kirche	118
Predigt zum Dies sacerdotalis 2022	
„Gegen alle Hoffnung ... voll Hoffnung“	122
Predigt am Ostersonntag 2022	
Glauben und Denken in der Diaspora	127
Religionsphilosophische Anwendungen in Erinnerung an Prof. Dr. Konrad Feiereis (1931-2012) Vortrag bei einer Tagung in Erfurt am 5. Mai 2022	
Ökumene liegt auf Eis	138
Die Beziehungen zur Russischen-Orthodoxen Kirche sind durch den Ukraine-Krieg belastet Interview von Oliver Gierens, Tag des Herrn vom 22. Mai 2022	
Zwischen „babylonischer Verwirrung“ und „geistvoller Verständigung“	142
Firmpredigt 2022	
„Warum noch Ökumene? Die Suche nach Einheit in postkonfessioneller Zeit“	146
Statement auf einem Podium beim Katholikentag 2022 am 27. Mai 2022	
„Gebt ihr ihnen zu essen“	152
Predigt zu Fronleichnam 2022	

Ökumenische Zeitenwende	156
Gastkommentar zur Haltung von Patriarch Kyrill anlässlich des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine und über die ökumenischen Folgen, in: Herder Korrespondenz, Heft 7, 2022	
Umgeben von Heiligen	159
Meditation bei der Einweihung des Altarretables von Michael Triegel im Naumburger Dom am 3. Juli 2022	
Marien-Altarretable	162
Stellungnahme zur Einweihung des Marienaltars von Michael Triegel im Naumburger Dom am 3. Juli 2022	

„Grüner Westen, blauer Osten?“

Statement zum „Zdk-Afterwork: Kompakt & Kontrovers“
am 16. Juni 2021

Entgegen anderen Erwartungen kam die AfD bei der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt am 6. Juni 2021 nur auf 20,8 % der Stimmen, während die CDU mit 37,1 % deutlich als Sieger hervorging und sogar 40 der 41 Direktmandate gewann. Der AfD verblieb nur eines, vorher hatte sie 15. Insgesamt wählten 68,8 % die als klassisch geltenden Parteien. Bemerkenswerterweise hat die AfD nicht bei den Älteren gepunktet, sondern bei den unter 34-jährigen, die ja überhaupt nicht mehr die DDR erlebt haben. Ist der Osten also doch demokratischer oder sogar schwärzer als gedacht und nicht blau?

Ostdeutsche fühlen, denken und wählen zwar oftmals anders, sind aber größtenteils nicht rechtsextremistisch gesinnt oder „für die Demokratie verloren“. Man sollte sie auch nicht nur auf ihre Sozialisation vor 1990 festlegen. Kaum jemand von ihnen wünscht sich die sozialistische „Diktatur des Proletariates“ mit ihrem Versuch der „Zwangsbeglückung“, ihrer Scheindemokratie und ihrem Spitzelsystem zurück, aber auch nicht die belastenden Ab- und Umbrüche danach. Während sich für die meisten Westdeutschen nicht viel änderte, musste man im Osten fast sein ganzes Leben umstellen. Neben Gewinnern gab es auch zahlreiche Verlierer. Die Wirtschaft kollabierte, zeitweise lag die Arbeitslosigkeit bei 50 %, Abwanderungen und Geburtenrückgänge führten zu einer beträchtlichen Abnahme und Überalterung der Bevölkerung. Bis 2035 soll Sachsen-Anhalt sogar noch etwa 10 % verlieren. Manche hinterfragen deswegen ironisch auch den langjährigen Landeslogan „Wir stehen früher auf“ mit „warum“ und antworten darauf: „weil wir längere Wege zur Arbeit und zu viele ‚senile Bettflüchter‘ haben“.

Noch immer scheint ein grundsätzlicher Unterschied darin zu bestehen, dass Ostdeutsche Westdeutschland immer mitdenken müssen, für Westdeutsche das umgekehrt jedoch nicht nötig ist. Zudem sind manche Unterschiede – vor allem bei den Gehältern – weiterhin zu groß, sollen in entscheidenden Bereichen über drei Viertel der

Führungspositionen im Osten durch Westdeutsche besetzt sein, haben sich objektive Lebensverhältnisse als auch Einstellungen gegenüber Politik und Gesellschaft noch nicht vollständig angenähert, fühlen sich viele Ostdeutsche weiterhin benachteiligt oder ungerecht behandelt, sind unter ihnen rassistische, islamophobe, antisemitische und andere fremdenfeindliche Einstellungen stärker ausgeprägt als im Westen. Und auch in der Generation derer, die bereits im geeinten Deutschland geboren und aufgewachsen sind, zeigen sich immer noch – vor allem bedingt durch die Weitergabe der unterschiedlichen Wendeerfahrungen ihrer Eltern – Ost-West-Unterschiede in der Sicht auf die Vergangenheit und in der Einstellung zur Gegenwart. Insgesamt sind viele inzwischen „veränderungerschöpft“ (Steffen Mau).

Dazu kommen noch die Schwächen, die eine Demokratie hat. Die errungene Freiheit ist grauer als der Traum von ihr und überfordert manche Bürgerinnen und Bürger. Es fällt ihnen schwer zu verstehen, dass man mitunter aus rechtlicher Sicht sehr extreme Meinungen noch duldet, anderes aber verbietet. Sie fühlen sich nicht ernstgenommen oder glauben nicht, tatsächlich etwas verändern zu können. Machtkämpfe, Postenschacher und Korruption sowie die Möglichkeit, mit erlaubten oder kriminellen Mitteln unsere Demokratie untergraben und zu Fall bringen zu können, macht skeptisch und lässt Zweifel an der Richtigkeit des politischen Systems aufkommen.

Zudem ist die Entkirchlichung enorm vorangeschritten. Nur 3 bis 4 % sind katholisch, etwa 12 % evangelisch und mehr als 80% gelten als konfessions- bzw. religionslos. Manche sprechen von einer „forcierten Säkularität“ oder von „ererbter Gottlosigkeit“ und halten die meisten ehemaligen DDR-Bürger für „religionsresistent“ oder „gottlos glücklich“. Während – so habe ich es einmal gehört – Gott im Westen vielfach aus dem Herzen geschwunden sei, sei er im Osten auch aus dem Kopf entwichen. Viele wissen schon mit dem Begriff „Gott“ nichts mehr anzufangen. Eine These besagt sogar, dass man im Osten stolz darauf sei, damit „rationaler“ und „fortschrittlicher“ als die Westdeutschen zu sein, und dass man sich dieses Charakteristikum der eigenen Identität nicht auch noch rauben lasse. Viele gestalten ihr Leben pragmatisch und sehen sich darin durch ein vorwiegend wissenschaftsgläubiges Weltbild bestätigt. Ethik scheint auch ohne Religion möglich zu sein; ein genereller Werteverfall ist nicht auszumachen.



Auch die CDU gibt sich in diesem Kontext – außer einigen ihrer Mitglieder – nicht unbedingt sehr christlich, höchstens „religionsfreundlich“, und ist zeitweise mehr am Machterhalt als an Inhalten interessiert. Manche ihrer Mitglieder können sich sogar vorstellen, „das Soziale mit dem Nationalen zu verbinden“ und mit der AfD zusammenzuarbeiten. Die AfD hingegen tritt bei uns nicht – wie vor allem im Westen – gemäßigt bürgerlich oder christlich konservativ auf, sondern eher zersetzend, „völkisch“ und antikirchlich. Wichtige ihrer Ideologen und Wortführer stammen aus der alten Bundesrepublik.

Damit zeigt sich auch, dass es die Ostbevölkerung in Reinkultur nicht mehr gibt. Allein zu den Katholiken unseres Bistums gehören inzwischen etwa 13 % Westdeutsche und ähnlich viele Ausländer. Damit bestätigt sich die Erfahrung seit Reformationszeiten, hier in dieser Region weithin eine Kirche der Zugezogenen und Flüchtlinge zu sein. Nimmt man außerdem die unter 34-jährigen hinzu, zeigt sich, dass wahrscheinlich nur noch etwa die Hälfte aller in Ostdeutschland auf eine originäre DDR-Sozialisation zurückschauen kann.

Durch solche demographischen Entwicklungen sind wir auch mehr in manche kirchlichen Polarisierungen geraten. Während sich die katholische Kirche im Westen vielfach folkloristischer und trachtenreicher zeigt, sind wir hier in gewisser Weise „anders katholisch“, nüchterner

und „armseliger“. Ich bin es z.B. nicht gewohnt, mit „Exzellenz“ angeredet zu werden, und empfinde es als anmaßend, wenn jemand mit westlicher Sozialisation meint, uns beibringen zu müssen, was wahrhaft katholisch sei, vor allem aus traditionalistischer Richtung. Für uns war Kirche als Minderheit in DDR-Zeiten weithin „eine Stätte der Freiheit ... eine Gegenwelt zum verordneten Sozialismus ... ein Schutzraum für das Menschliche“ (Franz-Georg Friemel). Heutzutage hingegen werden wir in die Erschütterungen und Verwerfungen des volkscirchlichen deutschen Katholizismus mit hineingezogen und für alle Skandale in Mithaftung genommen. Während manche Ostdeutsche sich in Bayern taufen lassen, treten manche Westdeutsche, weil sie dem familiären und gesellschaftlichen Druck entrückt oder über ihre Heimatbistümer verärgert sind, bei uns aus.

Insgesamt sind die deutschen Bistümer – personell, finanziell, strukturell und kontextuell – sehr ungleich. Als territorial viertgrößtem der 27 Bistümer gehören zu uns inzwischen nur noch 78.000 Katholiken, das Erzbistum Köln hingegen, dessen Fläche nur einem Drittel von uns entspricht, zählt über 1,8 Millionen. Ob die Verwaltungsbehörde eines Bistums 1.000 Mitarbeitende hat oder – wie wir in Magdeburg – nur 40, ist nicht unerheblich. Vieles andere läuft sowieso nur ehren- oder nebenamtlich. Von allen Bistümern müssen jedoch in verschiedenen Bereichen dieselben Standards garantiert werden, und die betreffenden Herausforderungen nehmen ständig zu. Statt Personal zu verringern, musste und müsste noch neues eingestellt werden. Woher aber soll das angesichts der gesellschaftlichen Situation bei uns kommen, und dann auch noch unter Ostbedingungen? Zudem ist unser Vermögen im Vergleich zu den meisten anderen deutschen Bistümern nur äußerst gering. Je kleiner aber ein Bistum ist, umso größer sind auch die Pro-Kopf-Ausgaben. Zugleich ist das Pro-Kopf-Einkommen aus Kirchensteuern bei uns jedoch wesentlich niedriger als anderswo, ein deutlicher Hinweis auf die mangelnde regionale Wirtschaftskraft und die soziologische Zusammensetzung unserer Katholiken. Außerdem ist unsere Stellung in der Öffentlichkeit und unsere Bedeutung für die Medien bei weitem nicht mit der in anderen Teilen Deutschlands zu vergleichen, spielen wir insgesamt in einer anderen Liga, komme ich mir manchmal „wie ein Hartz-4-Empfänger im Kaufhaus des Westens“ vor.

Meine Gefühle sind gemischt. Insgesamt bin ich noch immer für die

deutsche Einheit sehr dankbar. Ich weiß um die großartigen Erfolge, aber auch um die maßlosen Enttäuschungen, die hinter uns liegen. Einerseits ist selbstverständlich zusammengewachsen, was willkürlich getrennt war, halten sich Solidarität und gegenseitiges Interesse; andererseits bleibt manches kritisch anzufragen, existieren nach wie vor Mauern in den Köpfen und Herzen vieler Menschen, gelingt es zwischen Ost und West nicht immer, sich wirklich zu verstehen oder verständlich zu machen. Ich hoffe, dass unser heutiger Austausch mit dazu beiträgt, das zu verbessern.



Verschiedene Initiativen im Bistum haben ein Bewusstseinsprojekt für die Landtags- und Bundestagswahlen initiiert. Unter der Überschrift „Wir wählen...“ wurden unterschiedliche christliche Grundsätze benannt und auf Banner und Fahnen gedruckt.

1000 Jahre Merseburger Domzauber „Geweihet für die Ewigkeit“

Grußwort zur Eröffnung des Festjahres am 20. Juni 2021

Diese oder jene Kirche – so ist in manchen Stadt- und Kulturführern vor allem im Osten Deutschlands zu lesen – „ist ein wunderschönes Zeugnis der Vergangenheit“. Immerhin – so ließe sich kritisch anmerken – wird da von „wunderschön“ gesprochen, ansonsten aber nur von der „Vergangenheit“. Kirchen scheinen Erinnerungsstücke an gestern zu sein und dort ihre Bedeutung gehabt zu haben, Ausdruck einer verflissenen Zeit und Geisteshaltung, inzwischen aber – provokativ gesagt – für viele eher „kostbare Gräber oder Grüfte eines toten Gottes“.

Ohne Zweifel gilt, was der Philosoph Odo Marquardt so formuliert: „Zukunft braucht Herkunft.“ Wir müssen wissen, wo wir herkommen und wo unsere Wurzeln sind. Die Erinnerung gehört zu unserer Existenz und stiftet Identität. Wir leben aus und mit unserer Geschichte. Konkret heißt das für uns auch, sich der religiösen Grundlagen und wechselvollen Kirchengeschichte unserer mitteldeutschen Region bewusst zu bleiben oder neu zu werden. Der Merseburger Dom bietet sich da als ein anschauliches und anregendes Beispiel an.

Und doch ist das nur die eine Seite der Medaille. Dieser Dom hat nicht nur eine Vergangenheit, er hat auch eine Gegenwart und Zukunft und steht als Zeuge dafür, dass christlicher Glaube lebt und



gelebt wird, hier und jetzt, 32 Jahre nach der friedlichen Revolution und politischen Wende, inmitten einer anscheinend zunehmenden Gleichgültigkeit und weithin konfessions- und religionslosen Gesellschaft.

Im Russischen gibt es die schöne Formulierung: „**Черковь работает**“, ins Deutsche übersetzt: „die Kirche arbeitet“. Das bezieht sich nicht auf Baumaßnahmen, auch nicht auf Prozesse der Umstrukturierung oder irgendwelche „Gschaftlhuberei“. Das bedeutet vielmehr: Hier wird gebetet und Gottesdienst gefeiert, hier kann man durch die Verkündigung des Evangeliums und durch die Sakramente gestärkt werden, hier pulsiert das Leben, hier geht es um Freud und Leid, Jung und Alt, Geburt und Tod, Bekenntnis und Zweifel, Schuld und Vergebung. Und das merkt man einer Kirche auch an. Hier modert nicht etwas vor sich hin, hier wird tief aus- und eingeatmet.

In seinem Bestseller „Nachtzug nach Lissabon“ schreibt der Schweizer Philosoph und Schriftsteller Peter Bieri unter dem Pseudonym „Pascal Mercier“ eindrucksvoll: „Ich möchte nicht in einer Welt ohne Kathedralen leben. Ich brauche ihre Schönheit und Erhabenheit. Ich brauche sie gegen die Gewöhnlichkeit der Welt. Ich will zu leuchtenden Kirchenfenstern hinaufsehen und mich blenden lassen von den unirdischen Farben. Ich brauche ihren Glanz... ich will mich einhüllen lassen von der herben Kühle der Kirchen. Ich brauche ihr gebieterisches Schweigen...“ Ist es nicht genau das, was Menschen auch heute noch fasziniert, wenn sie eine ausdrucksstarke Kirche betreten? Der Anziehungskraft von Raum, Licht und Formen kann kaum jemand widerstehen. Der Blick wird unwillkürlich nach oben gezogen, der Horizont geweitet. Hier bricht – wie es Fulbert Steffensky einmal formuliert hat – „die große Fremdsprache im Meer der Geläufigkeiten ein.“ Es ist eine Fremdsprache, die – so meine ich – vielen gut tun kann. Mit anderen Worten gesagt: „... Kirchen ... sind in spezifischer Weise Regenerationsorte für die Seele der Menschen, Asylorte für Gefühle und Ängste, Animationsorte für Lebensmut und Lebensgestaltung, Segensräume für inneren Frieden“ (W. Grünberg).

Möge der Merseburger Dom nicht nur „ein wunderschönes Zeugnis der Vergangenheit“ sein, sondern zugleich auch ein inspirierender und segensreicher Ort bleiben. Mögen viele darin hoffnungsvolle Erfahrungen machen. Und möge – wie es ein Journalist einmal ausgedrückt hat – „Mit 1000 Jahren noch lange nicht Schluss“ sein.

Bei uns geht es ums Überleben

Ost-Bischof im Kampf gegen Mitgliederschwund

von Annette Langer, erschienen bei SPIEGEL Plus, 9. Juli 2021

Schaden die Verwerfungen der reichen und mächtigen Bistümer im Westen auch den Katholiken im Osten? Der Magdeburger Bischof Gerhard Feige setzt bei der Gemeindearbeit auf Laienteams. Kann das funktionieren?

An einem brütend heißen Sonntag im Juni läuft Bischof Gerhard Feige über den roten Teppich der St.-Barbara-Kirche in Helbra. Die Gläubigen aus dem 4000-Seelen-Ort in Sachsen-Anhalt schwitzen unter ihren FFP2-Masken, der Bischof nickt ihnen freundlich zu. Feige ist kein großer Mann, doch sein Markenzeichen, der an orthodoxe Priester erinnernde weiße Bart, lässt ihn aus jeder Menge herausstechen.

Gerade hat der Bischof die neue Orgel gesegnet. Jetzt ist das Leitungsteam dran, das die Geschicke der Gemeinde mitbestimmt. Es besteht aus vier Laien, die zusammen mit einem Priester, dem „geistlichen Moderator“, organisatorische und seelsorgerische Aufgaben wahrnehmen.

„Verwaltung kann ich gut, vielleicht besser als mancher Priester, denn die lernen das ja nicht“, sagt Meinolf Thorak, Leiter des örtlichen Bauamts und auf den ersten Blick der Macher unter den Ehrenamtlichen. „Allerdings entscheidet unser Pfarreiteam nichts eigenmächtig, wir geben nur Anregungen.“ Das letzte Wort hätten immer Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat.

Die freiwilligen Helfer sind eine aus der Not geborene Struktur im Kampf gegen Priestermangel und Mitgliederschwund. Viele Bistümer experimentieren derzeit – kirchenrechtlich begründbar – mit diesem Modell. Obwohl ein umstrittenes Vatikan-Papier solche Pfarrei-Leitung im vergangenen Jahr kritisiert hatte.

„Wir wollen weg von der Priesterzentrierung“, sagt Bischof Feige. Im Bistum Magdeburg wird sich die Zahl der Pfarrer bis 2030 mehr als halbieren. „Dann werden nur noch 20 Priester für 44 Pfarreien zuständig sein.“

Um der katholischen Kirche nicht den finalen Todesstoß in der Region zu versetzen, will derzeit niemand weitere Pfarreien auflösen. Stattdessen setzt man auf die Unterstützung der Gläubigen vor Ort. Schon 2015 hat das Bistum Magdeburg ein erstes Team aus Laien installiert, inzwischen gibt es fünf davon.

Das Prinzip gemeinsam getragener Verantwortung schafft neue Freiheiten, aber auch Probleme. Noch gibt es auf beiden Seiten Klärungsbedarf. Viele Details, etwa zur konkreten Aufgabenverteilung, sind offen. „Manchmal haben wir das Gefühl, dass das Bistum uns Laien nicht so ganz vertraut. Wir müssen oft fragen, ob wir etwas dürfen“, sagt Thorak.

Der Bischof weiß um die strittigen Punkte. „Wir sind alle Lernende“, sagt er. „Das ist kein perfektes Programm, sondern ein Projekt, das sich entwickelt.“ Das Interesse an einer Mitarbeit in den Gemeinden sei aber bereits gewachsen. Den Ehrenamtlichen ist er für ihren Ritt durch „stürmische Gewässer“ dankbar. „Es wird Ihnen viel zugemutet, dies ist ein Ernstfall des Glaubens“, sagt er in seiner Predigt in Helbra.

Thorak und seine Frau Simone opfern viel Zeit und Kraft für ihre Gemeinde, sind in der Seelsorge aktiv, rekrutieren bei Bedarf weitere



Segnung der Mitglieder des Leitungsteams in Hettstedt

Freiwillige, generieren Gelder wie unlängst für die Orgel. Warum tun sie das, in einer Zeit, in der die Kirche von einem Skandal in den nächsten schlittert und viele Katholiken lieber austreten? „Ich will, dass es hier weitergeht“, sagt Thorak.

In vielen anderen Gemeinden geht schon lange nichts mehr. Etliche Kirchen wurden zu DDR -Zeiten in Sachsen-Anhalt profaniert, nach der Wende verkauft oder aufgegeben. Im Bistum Magdeburg lebten 2019 gerade mal 79.345 Katholiken, in ganz Sachsen-Anhalt waren es 3,3 Prozent der



Meinolf Thorak, Mitglied des Leitungsteams

Gesamtbevölkerung. Wie fast alle Bistümer muss auch Magdeburg laut einer Prognose damit rechnen, bis 2060 die Hälfte seiner Mitglieder zu verlieren. Dann wäre die Grenze zur gesellschaftlichen Unsichtbarkeit überschritten.

„Ich bin nicht der Messias, aber wir bemühen uns, Lösungen zu finden“, sagt Bischof Feige. „Wer Untergänge vermeiden will, muss Übergänge gestalten.“ Dafür würde er sich von der Deutschen Bischofskonferenz eine klare Positionierung wünschen: „Was soll mit der katholischen Kirche im Osten geschehen? Im Westen gibt es knapp 22 Millionen Katholiken – im Osten sind es etwas mehr als 700.000. Sind wir also zu vernachlässigen? Allein können wir die Herausforderungen jedenfalls nicht stemmen.“

Auch die evangelische Kirche verliert an Boden – insgesamt gibt es in Sachsen-Anhalt nur etwa 15 Prozent Christen. Im reformatorischen Kernland Martin Luthers ist Religion für viele längst zu etwas Exotischem, 20

Lebensfernem geworden. Die Säkularisierung ist historisch bedingt. Der staatliche verordnete Atheismus der DDR hat Spuren hinterlassen, die Konfessionslosigkeit ist zur fest verwurzelten Kultur geworden.

Trotz der geringen Anzahl von Gläubigen im Land zahlt Sachsen-Anhalt bundesweit die meisten Staatsleistungen pro Einwohner an die christlichen Kirchen – zum Ärger vieler Religionsloser.

Mit klassischer Mission ist dem Mitgliederschwund dem Bischof zufolge nicht beizukommen: „Mit Indoktrination ist im Osten nichts zu wollen. Erst die Roten, dann die Schwarzen – das funktioniert hier nicht.“ Man wolle auch niemandem „die Wahrheit wie einen nassen Lappen um die Ohren hauen, sondern ihm einen wärmenden Mantel hinhalten, in den er hineinschlüpfen kann“. Es sei ihre diakonische Funktion, die die Kirche mit der Gesellschaft in Kontakt halte, der karitative und der Bildungsbereich.

Es gibt Bischöfe, die in vollem Ornat verloren oder gar verkleidet aussehen. Andere tragen Mitra, Stab und Brustkreuz mit der Selbstverständlichkeit des machtbewussten Klerikers. Bischof Feige vermittelt den Eindruck, dass er einfach nur Arbeitskleidung trägt.

In den ersten Tagen der Pandemie funktionierte seine Haushälterin den violettfarbenen Pileolus, das Scheitelkäppchen, mit ein paar Stichen und Hosengummi zu einer Coronamaske um. Das sagt viel aus über die Art, wie Feige seinen Job angeht.

Er ist Pragmatiker, im Gespräch zugewandt und unpräzise, eher der Realo unter den Klerikern. Feige kann leutselig sein, er macht Small Talk und erzählt manchmal Witze. Aber er ist auch gern allein, liebt seinen Hund und die Natur, russische Autoren wie Dostojewski und Tolstoi.

Der Bischof ist ein Kind der DDR, ein Katholik, der im lutherischen Kernland, eingebettet in einen atheistischen Staat, aufwuchs. In der doppelten Diaspora, sozusagen. „Die katholische Kirche war in unserem Gebiet seit der Reformation eine Kirche der Zugezogenen und der Flüchtlinge“, erzählt er. Sein Vater stamme aus Niederschlesien, die Großmutter mütterlicherseits aus der Provinz Posen. „Sie hat bis an ihr Lebensende nur auf Polnisch gebetet.“

Herkunft und Religion teilt Feige mit Sachsen-Anhalts altem und neuem Ministerpräsidenten, dem praktizierenden Katholiken Reiner Haseloff von der CDU , dessen Mutter aus Schlesien stammt. Nach der Landtagswahl zeigte sich Feige erfreut über Haseloffs Erfolg und die Stimmverluste der AfD.

Der Bischof positioniert sich klar gegen Hetze, rassistische Ausgrenzung und das „Gift der einfachen Lösungen“. Obwohl er dafür angegangen wird, ist Schweigen für ihn keine Option. „Christ zu sein ist immer politisch“, sagt er. „Das hätten manche gern, dass wir uns ins stille Seelenkämmerlein verziehen und uns ruhig verhalten.“

Feige wurde 1951 in Halle geboren. „Ich hatte ein religiöses Elternhaus und bin in einer sehr lebendigen katholischen Gemeinde groß geworden“, erinnert er sich. Hunderte seien sonntags in die Messe gekommen, „das waren noch völlig andere Dimensionen“. In seiner Jugendzeit habe ihn ein Vikar besonders geprägt. „Wir haben uns nachmittags und abends versammelt, über Literatur und Philosophie diskutiert, das hat unseren Horizont erweitert.“ Auch Faschingsfeten und Tanzveranstaltungen habe es gegeben.

„Zu DDR-Zeiten haben wir als Kirche wie in einer Parallelgesellschaft gelebt.“ Sogar ins Ausland sei er mit der Kirchengruppe gefahren, 1968 in die Hohe Tatra, wo er die Stimmung des Prager Frühlings, den Versuch, einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz zu schaffen, mitbekommen habe: „Das war wirklich eine spannende Zeit.“



Feige hatte Glück: Obwohl er weder bei den Pionieren noch in der FDJ war, keine Jugendweihe absolvierte und den Dienst an der Waffe ablehnte, durfte er das Abitur machen. „Ein paar Jahre später wäre das wohl nicht mehr möglich gewesen“, sagt er.

Der Pfarrer und die Vikare seiner Gemeinde waren Vorbilder, schon in der achten Klasse habe er damit geliebäugelt, Priester zu werden – sollte es mit der Karriere als Radrennfahrer nicht klappen.

Katholiken wie Protestanten hatten im SED-Staat einen schweren Stand. Dadurch entstanden dem Bischof zufolge viele Allianzen und Netzwerke, die Ökumene – heute eines seiner Hauptthemen – vollzog sich ganz natürlich. In der DDR habe es keinen ausgedehnten innerkatholischen Streit zwischen Liberalen und Reaktionären gegeben. „Wir konnten uns solchen Schnickschnack nicht leisten. Bei uns ging es ums Ganze, ums Wesentliche, um die Frage: Ist man gläubig oder nicht? Das hat uns mit den Evangelischen zusammengeschweißt.“

Auf die aktuellen Verwerfungen in den so mächtigen wie reichen Erzbistümern Köln und München im Westen der Republik reagiert Bischof Feige zurückhaltend, mit leichtem Unverständnis. „Ich weiß nicht, was in Köln oder München läuft und kann es im Moment auch nicht deuten. Weder das Verhalten von Kardinal Woelki in der Missbrauchsaufarbeitung noch das Rücktrittsangebot von Kardinal Marx.“

Stellte man Woelki und Feige gegenüber, fiel nicht nur der Größenunterschied auf – es wäre auch ein Clash der Systeme innerhalb des Systems. Es träfe West auf Ost, Klerikalismus auf Pragmatismus, Selbstherrlichkeit auf Zurückhaltung und monarchisches Gebaren auf demokratische Teilhabe.

Feige könnte die Machtspiele der Großkopferten entspannt aus der Distanz verfolgen. Allerdings hat das Verhalten der Kardinäle auch an der Peripherie Folgen: „Wir werden dafür in Mithaftung genommen“, sagt Feige. „Inzwischen muss sich jeder Bischof in der Öffentlichkeit dafür rechtfertigen, dass er überhaupt noch im Amt ist.“ Dabei unterschieden sich doch die Bistümer in Sachen Führungskultur und Missbrauchsaufarbeitung ganz erheblich. „Soll ich jetzt Verantwortung für das ganze System übernehmen?“, fragt sich der 69-Jährige.

Sein Bistum habe sich intensiv mit den Ergebnissen der MHG-Missbrauchsstudie der Bischofskonferenz auseinandergesetzt. Der Bericht hatte nach Prüfung von 677 Personalakten für die Jahre 1946 bis 2014 mindestens acht mutmaßliche Sexualstraftäter und 18 Opfer in der Diözese ausgemacht.

Eine eigene Missbrauchsstudie gebe es noch nicht. „Aber wir haben seit 20 Jahren eine unabhängige Kommission aus Ärzten, Juristen, Polizisten und Opferschützern, die sich der Aufklärung widmet.“

Jetzt soll zusätzlich ein Betroffenenbeirat einberufen werden. Die Bistumsleitung bat Anfang Juli Opfer sexualisierter Gewalt in der Kirche um ihre Mitarbeit. Interessierte können sich bis Ende September beim Verein Wildwasser in Magdeburg melden. Das neue Gremium soll die Arbeit der Aufklärungskommission begleiten und in Sachen Missbrauchsauferarbeitung beraten.

Andere Themen wie die Segnung Homosexueller sind im Bistum Magdeburg offenbar weniger virulent als in anderen Diözesen. „Mich hat in meiner gesamten Amtszeit noch nie jemand um die Segnung einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft gebeten“, sagt Feige. „Ich hätte das wahrscheinlich getan, aber es gab keine Nachfrage.“

Manchmal denkt Feige, „dass die Erregung im Katholizismus des Westens hier nicht so durchschlägt“. Es gebe offensichtlich eine asynchrone Entwicklung. „Bei uns geht es vorrangig um das Überleben der Kirche – da spielt manch anderes nicht so eine zentrale Rolle.“

Die katholische Kirche im Osten ist nicht mehr Diasporakirche wie zu DDR-Zeiten, aber auch beileibe keine Volkskirche westlicher Prägung. „Wir verstehen uns als schöpferische Minderheit in ökumenischem Geist“, sagt der Bischof von Magdeburg. „Nicht als weltfremder Verein, sondern als offene Gruppe mit gesellschaftlichem Auftrag und funktionierenden Netzwerken.“

Eine von drei Leitungsfunktionen im Bistum Magdeburg ist mit einer Frau besetzt. Darüber hinaus ist Feige von Frauen umgeben – einer persönlichen und einer theologischen Referentin, einer Pressesprecherin, einer Justiziarin und einer Fachbereichsleiterin. Auch die Caritas hat eine Direktorin.

Im Juni besuchte Feige das jährliche Frauenfest der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (KFD) im Kloster Helfta in der Lutherstadt Eisleben. Ein beschaulicher, aufwendig sanierter Komplex, einst Zentrum der Frauenmystik, in der DDR als volkseigenes Gut genutzt, verfallen und in letzter Minute vor dem Abriss gerettet. Heute ist ein Großteil der Gebäude saniert, die Kirche erstrahlt in neuem Glanz. Alt trifft harmonisch auf Neu, ein schönes Bild.

In seiner Predigt ermunterte Feige die Frauen, weiter für ihre Rechte zu kämpfen. Wie realistisch ist deren Forderung nach einem Zugang von Frauen zum Priesteramt? „Ich halte es für wichtig, und es wird kommen“, sagt er. Zwar nicht so schnell, wie viele hofften. Doch entgegen der landläufigen Meinung sei die katholische Kirche durchaus veränderungsfähig.



Frauenfest im Kloster Helfta

Über Jahrhunderte habe es gewaltige Umwälzungen und kulturelle Wechselwirkungen gegeben. „Die Institution war nicht kontinuierlich gleich. Was heute als kirchliche Tradition betrachtet wird, ist häufig nur der Zeitgeist des 19. und 20. Jahrhunderts.“

In der katholischen Weltkirche brauche es Lösungen, die den verschiedenen Kulturen entsprechen. „Und bei uns ist die Kultur nun mal so, dass die Frauen mehr Rechte verlangen. Es ist ein mühsamer Weg, aber Aggression bringt uns in dieser Sache nicht weiter.“

„Reich beschenkt“

Predigt zum ökumenischen Semesterschlussgottesdienst
von ESG und KSG am 14. Juli 2021 in Halle

Eingeschränkt

Am Ende dieses Sommersemesters, in einer hoffentlich länger andauernden Corona-Atempause, feiern wir heute einen ökumenischen Gottesdienst. Ich freue mich, dass solche gemeinsamen Zusammenkünfte nun endlich wieder möglich sind. Wir alle, aber besonders auch Sie, liebe Studierende, haben seit Beginn der Pandemie auf vieles verzichten müssen. Statt miteinander auf dem Campus oder in der Bibliothek sich Kenntnisse anzueignen und sich auszutauschen, waren Sie an den Bildschirm zuhause gebunden und konnten nur digital kommunizieren. Manche von Ihnen haben womöglich in dieser Zeit ihr Studium erst begonnen und damit bisher noch gar nicht so richtig erfahren, was solche Studienjahre eigentlich alles bereithalten können. Schließlich gehört ja auch dazu, nicht nur zu forschen und zu lernen, sondern noch manches andere in froher Runde zu unternehmen und das Leben zu genießen.

Viele klagen heute wegen der Coronabedingten Einschränkungen, fühlen sich sogar in ihren Menschenrechten verletzt und sehen sich in ihrer Entwicklung schwer beeinträchtigt. Das ist sicher ernst zu nehmen, verblasst und relativiert sich aber, wenn man bedenkt, was frühere Generationen zu ertragen und zu erleiden hatten oder wie es Menschen außerhalb unserer Wohlstandsgesellschaft so ergeht. Erst kürzlich ist mir das bei einer Beerdigung wieder deutlich bewusst geworden. Eine Frau war im Alter von 87 Jahren verstorben. Als Kind in sehr einfachen Verhältnissen aufgewachsen, begann ihre Schulzeit, als der II. Weltkrieg ausbrach, mit Hunger und vielen Ängsten. Sechs Jahre später wurde sie, während der Vater im Krieg kämpfte und verschollen blieb, mit Mutter und fünf Geschwistern aus der Heimat vertrieben, in Viehwaggons verladen und einer Flucht mit dramatischen Erlebnissen ausgesetzt. Später war es ihr nicht mehr möglich, noch weiter zur Schule zu gehen und ihren Berufswunsch, Schneiderin werden zu wollen, zu verwirklichen. Stattdessen musste sie aus der Not heraus auf dem Feld



Studierende der KSG Halle bei der Osterfeier auf der Huysburg

und im Wald arbeiten. Geprägt durch solche Erfahrungen war sie ihr ganzes Leben lang sehr bescheiden. Es reichte ihr, sich satt essen zu können, nicht frieren zu müssen und ein Dach über dem Kopf zu haben. Trotz dieses Schicksals hat sie auf andere Weise aber doch ein erfülltes Leben gehabt und auch mich fasziniert.

Verzicht kann schmerzlich sein und ein ganzes Leben prägen und belasten, kann aber auch herausfordern, Gewohntes zu hinterfragen und Abhängigkeiten aufzudecken. „Verzicht nimmt“ – wie Martin Heidegger sagt – „nicht, sondern gibt“. Verzicht tut dabei nicht nur einem selbst gut, sondern hat wesentlich auch einen sozialen Bezug, kann Barmherzigkeit und Solidarität ausdrücken und dem Gemeinwohl dienen. Vielleicht haben wir bei all den Zumutungen in den letzten Monaten auch auf solche Dinge verzichten gelernt, die wir sonst für unbedingt notwendig halten oder die uns andererseits vorher sogar Ballast waren. Wir konnten noch einmal sortieren, was uns wirklich wichtig ist, und haben erfahren, was uns wirklich fehlt. Wenn nun Vieles wieder möglich ist, müssen wir nicht in die gewohnte Routine verfallen, sondern können neu überlegen, wie wir unsere Zeit investieren wollen. Vielleicht ist uns also auch eine neue Freiheit geschenkt.

Beschenkt

Bei allem Verzicht, den wir womöglich als heilsam, vor allem aber auch als schmerzlich erfahren haben, sind die Worte in dem für heute ausgewählten Lesungstext (1 Kor 12,1-11) wohlthuend. Denn da wird nicht von Verzicht gesprochen. Im Gegenteil: Paulus lässt die Gemeinde in Korinth und auch uns nicht in Unkenntnis darüber, mit welcher vielfältigen Gaben wir reich beschenkt sind. Da ist die Rede von der Gabe, Weisheit mitzuteilen, der Gabe, Erkenntnis zu vermitteln, oder der Gabe der Glaubenskraft; manche können Krankheiten heilen oder Machttaten bewirken, andere prophetisch reden, wieder andere haben die Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden, beherrschen verschiedene Arten von Zungenreden, und anderen ist es möglich, diese zu übersetzen. Diese bereits umfangreiche Liste ließe sich noch weiterführen, etwa mit Blick auf den Brief des Apostels Paulus an die Römer (Röm 12, 6-8). Dort wird beispielsweise die Gabe zu lehren, zu trösten und ermahnen genannt, die Gabe zu geben und die Gabe der Barmherzigkeit. Es ist Paulus also offensichtlich ein Anliegen, dass diese jungen Gemeinden, an die er seine Briefe adressiert, von den vielen Gaben, die den Menschen gegeben sind, wissen.

Warum ist ihm diese Botschaft so wichtig? Ein Blick in den griechischen Text kann uns da weiterhelfen. Die Gaben, von denen Paulus spricht,



Bischof Gerhard Feige bei einer Gesprächsrunde mit der KSG Halle

werden hier mit dem Begriff „charisma“ bezeichnet, ein Begriff, den wir oft recht selbstverständlich verwenden. So sprechen wir etwa vom Charisma eines Menschen und wollen damit ausdrücken, dass dieser eine besondere Ausstrahlung besitzt. Aber damit ist nur in einem weiteren Sinne ausgesagt, was Paulus uns mit dem Begriff verdeutlichen möchte. Die Wurzel dieses Begriffs ist „charis“, was übersetzt Gnade bedeutet. Es sind also Gnadengaben, mit denen wir beschenkt sind. Als Gnadengaben haben sie ihren Ursprung in Gott und werden einem jeden und einer jeden von uns ohne eigenes Zutun geschenkt. Das drückt Paulus damit aus, wenn er schreibt: „Das alles bewirkt der eine Geist; einem jeden teilt er seine“ – bzw. einer jeden ihre – „besondere Gabe zu, wie er will.“

Dieser letzte Satz der Perikope zeigt uns noch ein weiteres Merkmal der Gaben, die Paulus als Charismen bezeichnet. Denn der eine Geist – so heißt es dort – teilt einem jeden und einer jeden seine und ihre besondere Gabe zu. Während unseres Lebens entdecken wir verschiedene Gaben in uns, die sich auch immer wieder wandeln, weil wir beispielsweise älter werden, uns selbst besser kennenlernen oder sich unsere Lebensumstände ändern. Manche dieser Gaben kultivieren wir etwa, wenn wir sie zu unserem Hobby machen. Von diesen unterschiedlichen Gaben grenzt sich diese eine besondere Gabe ab, die unser Charisma ist. Wie aber erkennen wir diese besondere Gabe neben den anderen vielen Gaben, die wir in uns wahrnehmen? Paulus gibt uns dazu eine Hilfe: Eine besondere Gabe ist es dann, wenn sie anderen nützt. Im Gegensatz zu solchen Gaben, die wir in Hobbies ausdrücken und die damit – wenn auch nicht ausschließlich – vor allem aber uns selbst nützen, weil sie uns Freude bereiten, ist das Charisma darauf angelegt, für andere Nutzen zu bringen.

Herausgefordert

Paulus fordert also die junge Gemeinde in Korinth, die sich gerade erst gründet auf, die je persönlichen besonderen Gnadengaben einzusetzen. Offensichtlich gibt es dort noch viele offene Fragen und sehr verschiedene Antworten darauf; ja, es droht innerhalb der Gemeinde sogar eine Spaltung. Durch den Einsatz der individuellen Begabungen, die dem einen Geist entspringen und dem gegenseitigen Nutzen dienen, soll die Spaltung abgewendet und die Einheit der Gemeinde bewahrt werden. Diese Situation ist uns auch heute sehr vertraut: Kirche und

Gesellschaft sind im Umbruch begriffen. Spannungen und Konflikte haben enorm zugenommen und fordern uns gewaltig heraus. Überall beobachten wir derzeit mit Sorge, dass Vorurteile, Abgrenzungen und Polarisierungen zunehmen, dass Eigeninteressen wichtiger werden als der Sinn für Solidarität. Feindbilder und Verschwörungstheorien gehören dazu, Hetze und Hass. Das zeigt sich auch am rücksichtslosen Verhalten mancher in der Corona-Krise. Selbst Gewaltausbrüche sind an der Tagesordnung. Nächstenliebe wird immer mehr zum Fremdwort und Menschenfeindlichkeit gesellschaftsfähig.

In einer solchen Situation kann uns auch heute – wie damals der Gemeinde in Korinth – die Lehre des Paulus von den Gnadengaben eine Richtung weisen, konstruktiv mit den gegenwärtigen Herausforderungen umzugehen: Die vielen unterschiedlichen Gaben entspringen nämlich dem einen Geist: Einheit in Vielfalt ist es, was Paulus lehrt. Und er ermutigt dazu, die Vielfalt dabei nicht zu verwischen, sondern er bekräftigt sie und fordert dazu auf, die uns je eigene besondere Gabe für das gemeinsame Wohlergehen und den gegenseitigen Nutzen einzusetzen. Das bedeutet aber auch, sich sowohl als Einzelne als auch gemeinschaftlich als Kirche dessen bewusst zu sein. Keine und keiner der Getauften dürfte sich dieser Herausforderung entziehen und auf andere verweisen. Jede und jeder kann das Antlitz der Kirche verdunkeln oder ihr Leuchten verstärken.

Dabei würde auch deutlich, dass Kirche kein Selbstzweck ist, „kein Ofen“ – wie es Karl Rahner einmal gesagt hat – „der sich selber wärmt“, oder auch – wie Heinz Zahrnt es ausgedrückt hat – „keine Thermoskanne, nach innen heiß und nach außen kalt“. Kirche ist vielmehr für die Menschen da, muss bei ihnen sein und sich für ihr ganzheitliches – das heißt leibliches und seelisches, irdisches und ewiges – Heil engagieren. Sich dieser doppelten Ausrichtung auf Gott und Menschen bewusst zu bleiben und nicht einseitig nur humanistisch oder nur religiös zu sein, macht das Proprium von Kirche aus. Dabei in allem die Menschenfreundlichkeit Gottes zu vermitteln, ist eine zentrale Aufgabe. Dazu kann auch gehören, sich öffentlich zu Wort zu melden, wo das Leben und die Würde von Menschen auf dem Spiel stehen: in der Forschung wie in der Medizin, unter ökonomischen Aspekten wie im alltäglichen Umgang miteinander, durch aggressives und gewalttätiges Verhalten bis hin zu rechtsextremistischen Tendenzen und Übergriffen gegenüber

Flüchtlingen und Migranten. Hierzu können wir unmöglich schweigen, vor allem auch, wenn manche meinen, ein sogenanntes christliches Abendland und seine Werte mit unchristlichen Methoden retten zu wollen. Da ist es geradezu unsere Pflicht, in Erinnerung zu rufen, dass es keine Gottesliebe ohne die Liebe zu den Menschen gibt, und zwar zu allen Menschen. In diesem Sinne betrifft der christliche Glaube den ganzen Menschen in all seinen Beziehungen, ist immer auch politisch und nicht – wie manche meinen – nur eine private Gefühlsduselei. Mehr denn je bedarf es dazu wirklich überzeugter und begeisterter Christen, denn „nur wer brennt, entflammt auch andere“.

Liebe Schwestern und Brüder, setzen wir also unsere Gaben ein: für die Gesellschaft, unsere Kirchen, die Welt und füreinander. Und bleiben wir dabei in dem einen Geist verbunden.



KSG unterwegs von Merseburg nach Halle. Spaß muss sein.

Ohne meinen Vollbart wäre ich mir selbst fremd.

Interview von Steffen Zimmermann zum Tag des Bartes,
in: katholisch.de vom 2. September 2021.



Steffen Zimmermann

Zimmermann: Bischof Feige, der Welttag des Bartes an diesem Samstag ist der konkrete Anlass für dieses Interview. Den ursprünglichen Anstoß für unser Gespräch gab jedoch die Debatte um eine mögliche mangelhafte Wirksamkeit von FFP2-Masken bei Bartträgern Anfang des Jahres. Viele Männer hatten damals Sorge, sich aus Gründen des Corona-Infektionsschutzes von ihrem geliebten Bart trennen zu müssen. Sie auch?

Feige: Nein, weil ich die Diskussion nicht so richtig an mich rangelassen habe. Ich habe das Thema damals zwar in den Medien verfolgt, hatte aber sehr schnell entschieden, erst einmal abzuwarten. Und nach wenigen Tagen war die Debatte dann ja auch schon wieder vorbei.

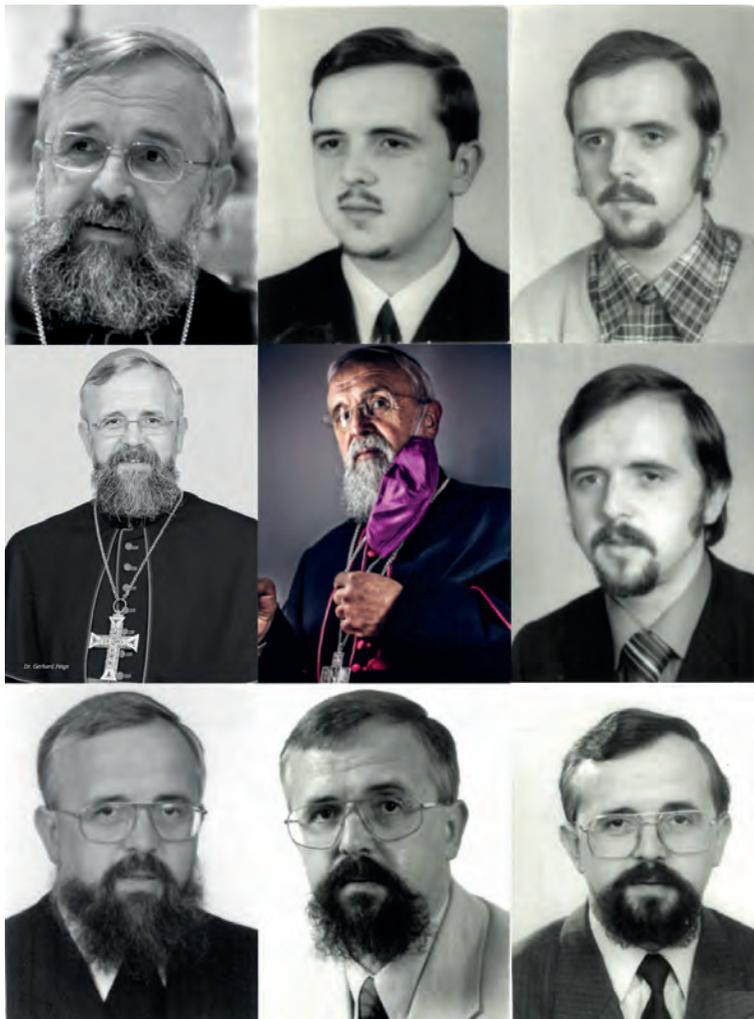
Zimmermann: Wenn damals von seriösen Experten empfohlen worden wäre, aus Gründen des Infektionsschutzes auf das Tragen eines Bartes zu verzichten – hätten Sie dann schweren Herzens zum Rasierer gegriffen?

Feige: Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Auf jeden Fall bin ich sehr froh, dass ich diese Entscheidung damals nicht treffen musste, denn mein Bart gehört einfach zu mir, ist ein Teil meiner Identität.

Zimmermann: Wie fing das Ganze an? Seit wann tragen Sie Bart?

Feige: Das fing schon in meiner Jugendzeit an. Ich kann mich daran erinnern, dass meine Mutter eines Tages zu mir sagte „Wasch doch endlich mal Dein Gesicht“, worauf meine Schwester ihr antwortete „Mutter, das ist ein Junge, der bekommt einen Bart“ (lacht). Meinen

ersten „richtigen“ Bart habe ich mir dann Ende der 1960er Jahre auf der Oberschule wachsen lassen. Dabei spielten sicher auch die gesellschaftlichen Veränderungen der damaligen Zeit eine Rolle – Stichwort 68er-Bewegung. Zwar hat die bei uns in der DDR keine so große Rolle gespielt wie in der Bundesrepublik. Auswirkungen davon haben wir aber durchaus mitbekommen. Viele fingen zu jener Zeit auch bei uns an, sich die Haare länger wachsen zu lassen, und bei manchen kam dann eben auch ein Bart dazu.



Zimmermann: Lange Haare und Bärte als Zeichen des Aufbegehrens gegen die Elterngeneration und andere Autoritäten?

Feige: Ja, durchaus. Ein kleines Widerstandszeichen. An meiner Schule wurden manche Schüler deswegen sogar zum stellvertretenden Direktor einbestellt und bekamen die Auflage, zum Frisör zu gehen. Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen.

Zimmermann: Für viele Menschen in Westdeutschland sind die damalige Zeit und diese Phase des Aufbegehrens untrennbar mit der Musik etwa der Beatles und der Rolling Stones verbunden. Für Sie auch?

Feige: Ja, das waren natürlich die großen Namen damals – auch bei uns. Wir haben die Musik der Beatles, der Stones oder auch der Bee Gees meistens heimlich in der Schule getauscht. Manche Mitschüler hatten neuartige Tonbandgeräte und konnten damit über das Radio die entsprechenden Lieder aufnehmen. Ich habe mir da auch einiges überspielen lassen, auch wenn ich sicher nie der allergrößte Fan dieser Musik war.

Zimmermann: Nach dem Abitur haben Sie dann in Erfurt Katholische Theologie studiert. Auch mit Bart?

Feige: Ja natürlich – und dabei habe ich durchaus interessante Erfahrungen gemacht.



Zimmermann: Welche zum Beispiel?

Feige: Ich bin Anfang der 1970er Jahre als Student und später als Priesteramtskandidat mehrfach nach Rumänien und Bulgarien gereist, weil ich die Orthodoxie kennenlernen wollte. Und dabei ist es mir wiederholt passiert, dass man mir nicht geglaubt hat, katholischer Priesteramtskandidat zu sein. Wegen meines Bartes dachten viele dort, dass ich orthodox sein müsste,

weil katholische Priester angeblich keine Bärte trugen. Weltkirchlich betrachtet stimmte das zwar nicht – schauen Sie sich etwa die Bilder vom Zweiten Vaticanum an, da haben ganz viele Konzilsväter einen Bart –, in Deutschland hat es aber wohl tatsächlich mal eine Zeit lang eine Vorschrift gegeben, dass katholische Priester keinen Bart tragen durften. Während meines Studiums spielte das aber keine Rolle mehr, und ich bin dann auch mit Bart zum Priester geweiht worden. Ich weiß allerdings von einem Kurskollegen von mir, der bei seinem Bischof extra eine Erlaubnis beantragen musste, um mit Bart geweiht zu werden.

Zimmermann: Sie haben vorhin gesagt, Ihr Bart sei Teil Ihrer Identität. Können Sie das näher ausführen?

Feige: Das kann ich schwer in Worte fassen. Ich habe nach meiner Erinnerung nie bewusst entschieden, einen Bart zu tragen; das hat sich einfach so entwickelt. Aber weil ich jetzt schon so viele Jahrzehnte einen Vollbart trage, kann ich mir ein Leben ohne Bart gar nicht mehr vorstellen. Ich glaube, glattrasiert wäre ich mir inzwischen selbst fremd.

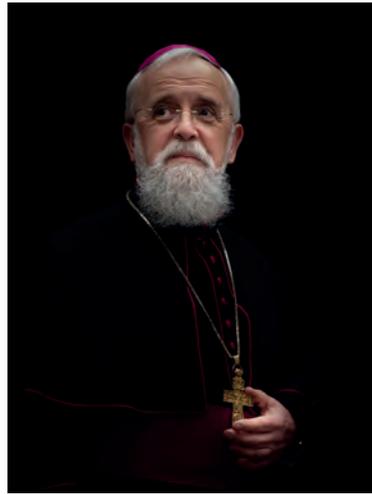
Zimmermann: Im Kreis der deutschen Bischöfe sind Barträger eine kleine Minderheit...

Feige: Moment, das hat sich aber sehr gewandelt. Als ich 1999 zum Bischof geweiht wurde, sagte mir Erzbischof Dyba, der damals gerade noch lebte: „Mit dir ist der Anteil der Barträger in der Bischofskonferenz um 100 Prozent gestiegen“. In der Tat trug damals außer mir nur der Rottenburger Weihbischof Thomas Maria Renz einen Bart. Inzwischen gibt es in der Bischofskonferenz aber deutlich mehr Barträger, denken Sie etwa an Kardinal Marx oder Bischof Fürst.

Zimmermann: Exotenstatus haben Sie im Kreis der Bischöfe mit Ihrem Bart also nicht?

Feige: Nein, aber das war in der Bischofskonferenz – abgesehen von der Dyba-Anekdote – auch nie ein Thema. Anders als im Vatikan: Dort werde ich bis heute gelegentlich gefragt, ob ich Kapuziner oder Missionsbischof sei. Das sind die beiden Schubladen, in die man in Rom lateinische Bischöfe mit Bart reinsteckt. Ich antworte dann meistens, dass ich Missionsbischof bin (lacht).

Zimmermann: Auffällig in Sachen Bart – sie haben es schon angesprochen – ist der Unterschied zwischen West- und Ostkirche. Schließlich haben in der Orthodoxie nahezu alle Priester einen sehr üppigen Vollbart. Woher kommt diese Tradition?



Feige: Das weiß ich nicht genau. Ich denke aber, dass es dort auch mit der Bedeutung des Alters zu tun hat. Man verbindet es mit Autorität und Weisheit, und das kann optisch natürlich gut durch einen langen Bart unterstrichen werden. Aber bevor Sie fragen: Ich selbst bezwecke diesen Effekt mit meinem Bart nicht (lacht).

Zimmermann: Passiert es denn gelegentlich, dass Menschen Sie auf Ihren Bart ansprechen?

Feige: Nein, eigentlich nicht. Vor kurzem hatte ich allerdings ein witziges Erlebnis: Ich bin im Urlaub auf Rügen fast täglich in der Ostsee geschwommen. Und als ich einmal aus dem Wasser kam, riefen ein paar kleine Kinder in meine Richtung „Guck mal, der Weihnachtsmann“ (lacht).

Zimmermann: Ein großes Thema unter Bartträgern ist die Frage der richtigen Bartpflege. Wie handhaben Sie das?

Feige: Ich gehe für den Bart nicht extra zum Friseur und ich kaufe auch keine teuren Pflegeprodukte. Wenn es notwendig ist, kürze ich den Bart selber – aber immer nur wohldosiert. Meistens lasse ich ihn einfach wachsen.

Öffne Dich

Predigt bei der Bistumswallfahrt am 5. September 2021

Die Pantomime zu Beginn hat uns nachempfinden lassen, oftmals gebunden, eingengt, ja, irgendwie gefangen zu sein. Vielleicht finden wir uns heutzutage sogar mehr und anders als Menschen früherer Zeiten in Situationen wieder, aus denen wir nicht herauszukommen scheinen, Situationen, in denen wir das Gefühl haben, etwas oder jemand beansprucht unsere Kraft und Aufmerksamkeit ganz und gar: Krankheiten, die unsere gesellschaftliche Teilhabe einschränken, äußerer oder selbst auferlegter Druck, dem wir nicht entkommen können, eine Vielzahl von Medien und immer neue Technik, zu deren Gebrauch wir uns verpflichtet fühlen. Die Folge davon ist, dass wir uns selbst und der Welt irgendwie fremd werden.

Zuweilen neigt jeder und jede von uns auch dazu, unangenehmen Kontakten und Meinungen ganz bewusst aus dem Weg zu gehen: immer dann, wenn wir uns nur noch in vertrauten – wie es heißt – Blasen bewegen und davon überzeugt sind, dass dieser kleine Ausschnitt, den wir so von der Welt wahrnehmen, schon alles ist und damit das Ganze der Wirklichkeit bereits abgedeckt wird. Eine solche Verengung ist natürlich



auch verlockend, denn sie vermittelt uns das Gefühl, alles im Griff zu haben, dazuzugehören und mitreden zu können. Wenn man sich in einer solchen Blase bewegt – also nur noch mit gleichgesinnten Menschen über ausgewählte Themen spricht und dabei völlig unumstrittene Antworten findet – scheint die Welt beherrschbar zu sein. Wer anderer Meinung ist, muss dann ganz einfach falsch liegen. Damit braucht man sich folglich auch gar nicht erst auseinanderzusetzen.

Gesellschaftlich, politisch und auch kirchlich erleben wir das gerade sehr deutlich: einzelne Gruppierungen, Machthabende und Regierungssysteme, die nur begrenzt Einfluss von außen zulassen und jede Form der Kritik im Keim ersticken, oder Christen und Christinnen, die krampfhaft an liebgewonnenen Strukturen und Traditionen festhalten und dabei in Kauf nehmen, dass die Kirche immer mehr den Bezug zur Welt und zu den Menschen verliert.

Effata! Öffne Dich! – so lautet das Wort, das unsere Bistumswallfahrt in diesem Jahr begleitet – ein Wort, ein Zuspruch, auch eine Aufforderung, die konträr dazu steht, sich unfreiwillig oder auch gewollt zu verschließen und abzukapseln.

Jesus spricht dieses Wort im heutigen Evangelium (Mk 7,31-37) zu einem taubstummen Menschen. Andere – uns nicht weiter bekannte Personen – bringen einen Mann zu Jesus, von dem wir nur erfahren, dass er nicht hören und nicht verständlich sprechen kann. Sie formulieren die Bitte, Jesus möge ihn doch berühren. Was sie sich genau davon erhoffen, wird nicht gesagt. Es ist aber offensichtlich, dass sie von der Wirkung, die von einem Kontakt mit Jesus ausgeht, überzeugt sind. Wahrscheinlich hatte sich längst herumgesprochen, dass Jesus auf



MDR-Interview auf dem Wallfahrtsgelände



Bischof em. Leo Nowak und Georg Halfter genießen das mitgebrachte Mittagessen

wunderbare Weise Menschen helfen kann. Wie bei vielen Erzählungen seiner Wunder im Markusevangelium endet auch die Heilung des Taubstummen mit dem Gebot, darüber zu schweigen. Der Grund ist: Jesus soll nicht als ein Wundertäter, wie es sie in der antiken Welt immer wieder gab, verstanden werden, sondern als der Sohn Gottes. Für diese Erkenntnis muss aber die ganze Lebensgeschichte Jesu samt seinem Leiden und seiner Auferstehung in den Blick genommen werden; ein kleiner Ausschnitt, wie wir ihn auch heute gehört haben, reicht für diese Erkenntnis noch nicht aus.

Und wie geschieht die Heilung? Jesus nimmt den Taubstummen von seinen Begleitern weg und schafft damit die Möglichkeit einer sehr intensiven und direkten Begegnung; er berührt ihn an den Stellen, die einer Heilung bedürfen und spricht dabei eine Art Zauberformel: Effata! Sogleich kann – wie es heißt – der Mann wieder hören und so sprechen, dass ihn alle verstehen. Das klingt äußerst spektakulär, will aber nicht den Eindruck erwecken, Jesus vollziehe einen erlernten Zaubertrick. Vielmehr soll deutlich werden, dass Gott hier wirkt. Darum blickt Jesus zum Himmel auf, handelt also nicht selbstmächtig, sondern aus seiner Beziehung zu Gott heraus. Auf diese Verbindung mit Gott vertrauen auch wir, wenn wir im Vaterunser sprechen: „Dein Wille geschehe“. In der Lesung aus dem Buch des Propheten Jesaja (Jes 35,4-7a) haben wir zudem gehört, dass, wenn Gott sich uns zuwendet und wir uns von ihm anrühren lassen, wir wieder neu sehen, hören, sprechen und gehen können. Damit ist nicht gemeint, dass die Begegnung mit Gott unsere

physischen Erkrankungen – auch wenn wir uns das manchmal wünschen und ersehnen – unmittelbar heilt. Es ist vielmehr eine Hoffnungsvision des Propheten auf einen Neuanfang, in dem Ungerechtigkeiten beseitigt sein werden. In diesem Kontext sind auch die Aussagen von der Rache Gottes und der Vergeltung, die in diesem hoffnungsvollen Bild wie ein Fremdkörper wirken, zu verstehen. Gott lässt nicht zu, dass das Unrecht dieser Welt das letzte Wort hat, sondern wird die Welt wieder heil machen.

Effata! Öffne Dich! – Das ist manchmal auch bei der Kindertaufe zu hören, wenn der Spender von der Möglichkeit dieses Ritus Gebrauch macht und dabei Ohren und Mund berührt. „Öffne Dich, Mensch“ – ist damit gemeint – „komm aus deinen Begrenzungen heraus, tritt der Welt, deinen Mitmenschen und Gott gegenüber, lass dich anrühren und sei du selbst jemand, der oder die anrührt.“

Obwohl ich davon überzeugt bin, dass es diese offene Haltung in unserem Leben braucht, damit wir unser Menschsein wirklich entfalten können, kann ich auch dem Spruch: „Wer allzu offen ist, ist nicht ganz dicht“ einiges abgewinnen. Denn mit dem Zuspruch ‚Öffne Dich‘ kann wohl kaum ein völliges Aufgehen in der Welt gemeint sein. Dazu ermahnt uns auch Paulus im Brief an die Gemeinde in Rom, wenn er schreibt: „Und gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern lasst euch verwandeln durch die Erneuerung des Denkens, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene!“ (Röm 12,2) Ein gewisser Abstand zur Welt ist also auch vonnöten. Dazu erscheint es hilfreich, sich bewusst zu machen, dass der Ausschnitt, den ich von der Welt wahrnehme, begrenzt und damit noch nicht alles gesagt ist. Zugleich kann eine Ahnung davon, dass es mehr gibt, als was ich sehen, verstehen und erklären kann, uns offen für Neues und Unbekanntes werden lassen und uns zum Fragen anregen. Es kann unser manchmal eingefahrenes Denken erneuern und uns einen klareren Blick auf die Welt, uns selbst und unsere Mitmenschen ermöglichen.

Aufgrund von „Erfahrungen mit dieser Welt“, so schreibt ein Theologe (Henning Luther), der Erfahrung von beispielsweise „sozial und politisch verursachten Ungerechtigkeiten“ sowie der Erfahrung, dass wir vergänglich und endlich sind, kann der Mensch, wenn er sich von diesen Erfahrungen anrühren lässt, eine kritische Distanz zur Welt einnehmen.

Diese kritische Haltung der Distanz zur Welt nennt er dann religiös. „Religiös sein“ – schreibt er – „heißt hier nicht, Sinn für eine (die) andere Welt zu haben, sondern die Welt anders zu sehen, einen anderen Sinn für die Welt zu bekommen.“



Liebe Schwestern und liebe Brüder, die letzten Wochen und Monate haben uns vor Augen geführt, dass vieles aus dem Gleichgewicht geraten ist. Denken wir nur an die Flutkatastrophen, die verheerenden Feuer und die Entwicklungen in Afghanistan, aber auch an die Auswirkungen der Corona-Pandemie oder die anderen dramatischen Herausforderungen in unserer Gesellschaft und in unserer Kirche. Verschließen wir uns nicht davor. Öffnen wir vielmehr unsere Augen und Ohren für die unzähligen Nöte und Sorgen so vieler Menschen und lassen wir uns davon anrühren. Öffnen wir uns aber auch für den unbegreiflichen Gott, der uns selbst heilen will und uns sendet, zum Heil für andere zu werden. Und wenn es uns manchmal auch die Sprache verschlägt, bleiben wir nicht stumm, erheben wir unsere Stimme, treten wir ein für die Würde aller Menschen, für Freiheit und Gerechtigkeit, die Bewahrung der Schöpfung und ein friedliches Miteinander, und geben wir nicht auf, über all das, was uns bewegt, immer wieder mit Gott ins Gespräch zu kommen! Effata! Öffne Dich! So ruft Jesus auch uns zu, jedem und jeder Einzelnen von uns.

„Mit Bibel und Spaten. 900 Jahre Prämonstratenser-Orden“

Grußwort zur Eröffnung der Ausstellung im Magdeburger Dom
am 7. September 2021

Vita mixta, lautet das geistliche Konzept, das nun seit 900 Jahren das Ordensleben der Prämonstratenser prägt. Heute wie damals steht es für einen Lebensentwurf, in dem sich beschaulicher Rückzug und gesellschaftliches Engagement nicht widersprechen, sondern einander harmonisch ergänzen.

In der Ausstellung werden Sie, meine Damen und Herren, dem Heiligen Norbert in seinen verschiedenen Gestalten und Funktionen begegnen, mit unterschiedlichen Erkennungszeichen: mal hält er die Ordensregel, die er vom Heiligen Augustinus erhielt, in der Hand, mal ist sein Attribut eine prachtvolle Monstranz, in der er den Betrachtenden die Hostie, den Leib Christi, präsentiert.



Schola der Prämonstratenser auf dem Lettner des Magdeburger Domes

Unter den zahlreichen Darstellungen des Heiligen Norbert ist die Geschichte einer 1950 geschnitzten Holzstatue mit Magdeburg und auch dem Bistum Magdeburg besonders eng verflochten. Sie geht auf den



Entwurf einer Steinskulptur des Künstlers Gustav Hagelstange zurück, die 1949 in Merseburg an der Fassade der wiederaufgebauten Kirche St. Norbert aufgestellt wurde. Die Holzstatue und die Steinskulptur stimmen bis ins Detail miteinander überein, sie zeigen Norbert in seiner Funktion als Erzbischof, im Sinne der Nachfolge Christi barfüßig, so, wie er – der Überlieferung zufolge – 1126 den Stuhl des Erzbischofs in Besitz nahm. Die eigentliche Besonderheit der beinahe säulenhaften schlanken Figur ist jedoch der Spaten, den sie zusammen mit einem Kreuz in den Händen hält. Dieser neue, im Bistum Magdeburg der Deutschen Demokratischen Republik entstandene Darstellungstypus des Heiligen Norbert mit Spaten war in den Nachkriegsjahren identitätsstiftend. Der Spaten symbolisierte das religiöse, spirituelle und tatkräftige Engagement der christlichen Kirche beim Wiederaufbau. Kreuz und Spaten verdeutlichten die Notwendigkeit der Besinnung auf den Opfertod Christi und erinnerten zugleich daran, sich den Herausforderungen der Nachkriegszeit zu stellen. Der vom Heiligen Norbert und den Prämonstratensern vertretene Lebensentwurf der Vita mixta erfuhr somit in dieser Darstellung eine auch auf die Lebensrealität vieler Magdeburgerinnen und Magdeburger übertragbare Interpretation.



Die Figur mit Spaten faszinierte auch meinen früheren Amtsvorgänger Johannes Braun, der zwischen 1973 und 1990 Bischof in Magdeburg war. Das Motiv des Spatens verwendete Bischof Braun mit großer Vorliebe. Er ließ Norbert mit Spaten auf einem Bischofsstab abbilden, den er ursprünglich für einen Amtskollegen anfertigen ließ, anschließend jedoch selber benutzte. Den Spaten nahm er sogar in sein Bischofswappen auf.

Magdeburg ließ die Erinnerung an Norbert und an seinen Orden auch in politisch-ideologisch schweren Zeiten nicht verblässen: Anlässlich des 900. Geburtstages des Heiligen Norbert wurde 1980 im Herrenkrugpark in Magdeburg ein großes Kirchenfest organisiert. Dieses Fest bereitete die Ernennung des Heiligen Norbert zum Schutzpatron des Landes durch Papst Johannes Paul II., am 24. November 1981, vor. Es folgten Feierlichkeiten zum 400. Jahrestag der Heiligsprechung Norberts im Jahre 1982 und zu seinem 850. Todestag 1984.

Von Herzen danke ich dem Kulturhistorischen Museum Magdeburg dafür, dass Sie die Erinnerung an Norbert durch großartige Exponate wieder aufleben lassen und uns einen lehrreichen Einblick in die 900jährige Geschichte der Prämonstratenser erlauben. Mein Dank gilt auch den Prämonstratensern sowie allen Unterstützerinnen und Unterstützern des Ausstellungsprojektes, die dieses Vorhaben zum Erfolg gebracht haben. Möge den Besucherinnen und Besuchern der Ausstellung das Eintauchen in Norberts Welt und in die Geschichte der Prämonstratenser viel Freude bereiten.



Holzstatue des Hl. Norbert
mit Kreuz und Spaten

„Alle sollen eins sein“. Ökumene in Mittel- und Osteuropa Aufgabe und Bereicherung

Statement beim 25. Internationalen Kongress von Renovabis
am 16. September 2021

1. Hinführung

Aufgrund der Verschiebung des 25. Internationalen Renovabis-Kongresses von 2020 in das Jahr 2021 war es mir leider zeitlich nicht möglich, die bisherigen Beiträge und Diskussionen mitzuverfolgen. Daher kann ich an dieser Stelle auch kein „Abschluss-Statement“ im eigentlichen Sinn halten. Stattdessen werde ich, wie mit dem Veranstalter abgestimmt, aus der Sicht des Vorsitzenden der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz über die ökumenischen Aktivitäten der Bischofskonferenz mit besonderem Blick auf die Beziehungen zu den Kirchen des Ostens berichten und anschließend versuchen, ebenfalls mit dem Fokus auf die Ökumene zwischen Ost und West, einige Herausforderungen und Perspektiven aufzuzeigen.

2. Ökumenische Aktivitäten der Deutschen Bischofskonferenz in den Beziehungen zu den Kirchen des Ostens

In Deutschland finden im allgemeinen Bewusstsein die Beziehungen zur Evangelischen Kirche und den verschiedenen konfessionellen Bündeln, die sich unter ihrem Dach zusammengeschlossen haben, besondere Beachtung. Das erklärt sich sicher von den Größenverhältnissen her, sind doch hierzulande katholische Christen und evangelische Christen bis heute zahlenmäßig etwa gleich stark vertreten. Aber auch die seit der Reformation 500jährige gemeinsame Geschichte, in der die Geschehnisse beider Kirchen sehr eng miteinander verwoben waren, spielt dabei sicher eine Rolle. Dennoch wäre es eine verengte Sicht auf die Ökumene in Deutschland, wenn sie ausschließlich oder auch nur vornehmlich auf die katholisch-evangelischen Beziehungen reduziert würde. Denn zum einen hat auch die multilaterale Ökumene, in der die Deutsche Bischofskonferenz sich spätestens seit 1974 mit ihrer Mitgliedschaft in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland engagiert,

ein eigenes Gewicht. Zum anderen haben auch die Beziehungen zu den Kirchen des Ostens einen festen Platz im ökumenischen Engagement der Deutschen Bischofskonferenz. Hier hat es in den letzten Jahren und Jahrzehnten sicher die größten Entwicklungen gegeben. Das hängt mit der zahlenmäßigen Zunahme der Präsenz orthodoxer und orientalischer-orthodoxer Christen in Deutschland zusammen. Damit geht der Aufbau eigener institutioneller Strukturen einher, der in der Errichtung von Bistümern oder in Zusammenschlüssen wie der Kommission der Orthodoxen Kirche in Deutschland seit 1994 oder der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland seit 2010 sichtbar wird. Um diese Entwicklungen nachzuzeichnen, ist hier nicht die Zeit und der Ort. Ich werde mich im Folgenden darauf konzentrieren, ein Bild von den derzeitigen Aktivitäten zu zeichnen, und dabei jeweils nur kurz auf geschichtliche Entwicklungen eingehen.

a) Die Gemeinsame Kommission der Deutschen Bischofskonferenz und der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland

Als Erstes möchte ich die Gemeinsame Kommission der Deutschen Bischofskonferenz und der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland nennen, die sich im Jahr 2007 konstituiert hat, auf orthodoxer Seite zunächst noch mit der Kommission der Orthodoxen Kirche in Deutschland, ab 2010 wechselte deren Status dann zur Orthodoxen Bischofskonferenz. Doch zuvor hatte es schon seit 1980 eine solche Kommission mit der Griechisch-Orthodoxen Metropole gegeben, so dass man auf deren langjährigen Kontakten und konstruktiven Gesprächen



Studie des Arbeitskreises St. Irenäus zu Primat und Synodalität und orthodox-katholische Arbeitshilfe zum Kirchenjahr

gut aufbauen konnte. Inhaltlich war es in dieser Vorgänger-Kommission schwerpunktmäßig um das Verständnis der Sakramente gegangen. Nach der Ausweitung der Gespräche auf die in der KOKiD bzw. der OBKD vertretenen orthodoxen Kirchen

stand dann von 2007 bis 2019 das Kirchenjahr in der Tradition des Ostens und des Westens im Fokus. Hier wurden im Laufe der Zeit zunächst einzelne Broschüren über den Sonntag, über Ostern, Weihnachten sowie über Herren-, Marien- und Heiligenfeste und andere wichtige Feste im Kirchenjahr veröffentlicht. Sie richten sich in erster Linie an die Gläubigen und die interessierte Öffentlichkeit. 2019 erschienen die Texte gebündelt in der Reihe der vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebenen Arbeitshilfen.

Es war ein ermutigendes Ergebnis der Kommissionsarbeit über das Kirchenjahr, dass es zwar in der Gestaltung der Feste in Ost und West oft Unterschiede gibt, wir aber in den gefeierten Glaubensinhalten tief miteinander verbunden sind. Dies bekannt zu machen, war und ist ein zentrales Anliegen der Kommission, die sich bewusst auf pastoral-praktische Fragen konzentriert. Nach dem Abschluss des Projektes über das Kirchenjahr befasst sich die Kommission derzeit mit Erinnerungsorten des Glaubens in Deutschland, zu denen katholische und orthodoxe Christen pilgern und die so als Brücke zwischen Ost und West dienen können. Auch dieses Projekt will das gemeinsame und beide Traditionen verbindende Glaubensfundament verdeutlichen.

Neben der inhaltlichen Arbeit hat bei den zweimal jährlich stattfindenden Sitzungen der Gemeinsamen Kommission immer auch der Austausch über aktuelle Entwicklungen in und im Verhältnis zwischen den Kirchen einen zentralen Stellenwert.

b) Theologische Gespräche mit dem Moskauer Patriarchat

Die bilateralen Theologischen Gespräche zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und dem Moskauer Patriarchat gehen auf eine Initiative von russischer Seite zurück, die sich an einem vertiefenden Dialog über das 1983 veröffentlichte Hirtenwort der Deutschen Bischofskonferenz „Gerechtigkeit schafft Frieden“ interessiert zeigte. Nach einer ersten Gesprächsphase von 1986 bis 1998 kam es zu einer mehr als zehnjährigen Unterbrechung. Im Hintergrund standen Spannungen zwischen dem Vatikan und dem Moskauer Patriarchat wegen der Errichtung von vier katholischen Diözesen auf dem Gebiet der Russischen Föderation. Aber auch der wachsende Einfluss fundamentalistischer und antiökumenischer Kreise in der russischen



Dialogrunde mit der Russischen Orthodoxen Kirche 2011 in Moskau

Orthodoxie wirkte sich belastend auf die bilateralen Beziehungen aus. Nach intensiven Bemühungen um eine Wiederbelebung der Gespräche konnten diese im Jahr 2009 mit einer Begegnung in Kloster Weltenburg erneut aufgenommen werden. Seither haben die Gespräche bis 2018 im vereinbarten Zweijahresrhythmus abwechselnd in Deutschland und Russland stattgefunden. Inhaltlich ging es bei den Begegnungen um das christliche Menschenbild und sozialethische Themen. Die Gespräche zeigen, dass die Kirchen in den jeweiligen Gesellschaften vor ähnlichen Herausforderungen stehen und dass es hilfreich ist, sich über die Erfahrungen auszutauschen und gemeinsam mögliche Lösungsansätze zu reflektieren. Coronabedingt hat es seit 2018 kein weiteres Treffen gegeben. Die derzeitigen Pläne sehen die nächste Zusammenkunft für Juni 2022 vor.

c) Arbeitsgruppe „Kirchen des Ostens“ der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz

Die Beobachtung, Pflege und Weiterentwicklung der ökumenischen Beziehungen der Deutschen Bischofskonferenz zu den Kirchen des Ostens gehört selbstredend zu den zentralen Aufgaben der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz. Dieser Kommission zugeordnet ist eine speziell für diesen Bereich auf Dauer eingerichtete Arbeitsgruppe „Kirchen des Ostens“, deren Vorsitzender ich ebenfalls bin und in

der die Expertise im Bereich der katholisch-orthodoxen Ökumene gebündelt vertreten ist. Von der Arbeitsgruppe werden Themen in die Ökumenekommission hineingegeben und deren Beratung vorbereitet. Zudem hat die Arbeitsgruppe es sich zur Aufgabe gemacht, die Kontakte zu den orthodoxen und orientalisch-orthodoxen Kirchen in Deutschland zu halten, indem sie diese Kirchen im Rahmen ihrer Sitzungen besucht und dort direkte Gespräche führt. Initiiert und vorbereitet wurden von der Arbeitsgruppe auch Treffen, zu denen ich die obersten Repräsentanten der orientalisch-orthodoxen Kirchen in Deutschland gemeinsam eingeladen habe. Diese Treffen fördern, so war jedenfalls mein Eindruck, nicht nur die Beziehungen zwischen der katholischen Kirche und den orientalisch-orthodoxen Kirchen, sondern können den verschiedenen orientalisch-orthodoxen Kirchen in Deutschland auch als ein Forum für den Austausch untereinander dienen.

Von der Arbeitsgruppe „Kirchen des Ostens“ wird auch das Stipendienprogramm der Deutschen Bischofskonferenz für orthodoxe und orientalisch-orthodoxe Theologinnen und Theologen begleitet. Dieses Stipendienprogramm, das am Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik in Paderborn angesiedelt ist, will den Stipendiaten einen Einblick in das kirchliche Leben in Deutschland und in die westliche Theologie geben. Es richtet sich an Theologiestudierende (Priester und Laien, Mönche und Nonnen), die von ihren Bischöfen zu einem Studium nach Deutschland entsandt werden. Angeboten werden Sprachstipendien, Forschungsstipendien und ein Fellowship.



Metropolit Augustinos und Bischof Gerhard Feige mit orthodoxen Stipendiaten in Paderborn

3. Herausforderungen und Perspektiven im ökumenischen Dialog zwischen Ost und West

Im Blick auf die Herausforderungen und Perspektiven im ökumenischen Dialog zwischen Ost und West möchte ich drei Gedanken herausgreifen.

Erstens: Für Papst Franziskus ist die Stärkung des Prinzips der Synodalität in der katholischen Kirche ein zentrales Anliegen seines Pontifikates. Programmatisch formulierte er in seiner Ansprache bei der 50-Jahr-Feier der Errichtung der Bischofssynode am 17. Oktober 2015: „Genau dieser Weg der Synodalität ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet.“ Im Mai dieses Jahres hat der Papst einen weltweiten synodalen Prozess initiiert, der im Oktober 2023 in eine Generalversammlung der Bischofssynode zum Thema „Für eine synodale Kirche: Gemeinschaft, Partizipation und Mission“ münden wird. Hier zeigen sich, ebenso wie im Synodalen Weg in Deutschland, Perspektiven hin zu einer Betonung des Bischofskollegiums in der Gemeinschaft mit dem Papst und hin zu einer Stärkung der Stimme des ganzen Gottesvolkes. Niemand wird zu diesem Zeitpunkt sagen können, wohin dieser Aufbruch führt. Aber ich gehe davon aus, dass wir auf diesem Weg auch von den Erfahrungen mit Synodalität insbesondere unserer orthodoxen Geschwister lernen können. Im katholisch-orthodoxen Dialog gibt es dazu sowohl auf offizieller Ebene als auch in inoffiziellen Gesprächskreisen wie dem vom Johann-Adam-Möhler in Paderborn initiierten internationalen Gemeinsamen orthodox-katholischen Arbeitskreis St. Irenäus Dokumente und Studien, die bei der weiteren Erforschung eines sachgerechten und der Ökumene dienlichen Zueinanders von Synodalität und Primat hilfreich sein können. Die angestoßenen Prozesse können auch dazu beitragen, dass die Suche nach kirchen- und konfessionsübergreifenden synodalen Strukturen intensiviert wird. Die Errichtung solcher Strukturen wäre ein weiterer sichtbarer Schritt hin zur vollen Communio, zu der wir unterwegs sind.

Zweitens: Der Blick auf die konkrete kirchliche und ökumenische Situation in einzelnen Ländern Mittel- und Osteuropas zeigt, wie stark diese durch die Geschichte geprägt ist. Das gilt selbstverständlich auch für Deutschland, wo es gelungen ist, im Rahmen des 500jährigen Reformationsgedenkens einen „Healing of memories“-Prozess anzustoßen, um die schuldhaftige Vergangenheit aufzuarbeiten und



Audienz mit Papst Franziskus anlässlich der Tagung des orthodox-katholischen Arbeitskreises
St. Irenäus, 2021

Gott und einander um Vergebung zu bitten. Dieser Prozess hatte seine Kristallisationspunkte in einem Gemeinsamen Wort der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD „Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen“ und in dem Buß- und Versöhnungsgottesdienst am 11. März 2017 in Hildesheim. Er ist mit diesen Initiativen aber sicher noch nicht zu Ende. Ein solcher Prozess kann gewiss nicht einfach auf andere Länder übertragen werden. Aber allgemein lässt sich sagen, dass eine Aufarbeitung der Geschichte, in die auch Kirchen in oft unguter Verquickung mit politischen oder staatlichen Interessen verwickelt waren, für das zukünftige ökumenische Miteinander in Europa von entscheidender Bedeutung ist. Ein Ausbrechen aus alten, geschichtlich gewachsenen Vorbehalten und Vorurteilen, die mit Ab- und Ausgrenzung einhergehen, setzt eine entsprechende Bildung und persönliche Begegnungen voraus. Hier sehe ich eine wichtige Aufgabe von Stipendien- und Austauschprogrammen wie zum Beispiel dem bereits erwähnten Stipendienprogramm der Deutschen Bischofskonferenz für orthodoxe und orientalisches-orthodoxe Theologinnen und Theologen. Drittens: Am 22. April 2021 jährte sich zum zwanzigsten Mal die Unterzeichnung der Charta Oecumenica. Als ein gemeinsames Projekt der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) waren an ihrem Zustandekommen Kirchen der orthodoxen, der evangelischen und der anglikanischen Tradition gemeinsam mit der katholischen Kirche in Europa beteiligt. Dieses

Grundlagendokument der Ökumene mit dem Untertitel „Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa“ enthält im 3. Kapitel einige Überlegungen im Blick auf die „Gemeinsame Verantwortung in Europa“. Dazu gehören unter anderem Auftrag und Selbstverpflichtungen der Kirchen, Europa mitzugestalten (Nr. 7) und zur Versöhnung von Völkern und Kulturen beizutragen (Nr. 8). Die Kirchen sehen es hier als ihre Aufgabe an, die Einigung des europäischen Kontinents auf der Grundlage gemeinsamer Werte zu fördern, sich für ein soziales und humanes Europa einzusetzen, für Frieden und Versöhnung zu wirken und besonders für den Schutz der Armen und Schwachen einzutreten. Angesichts der aktuellen Entwicklungen mit einem wachsenden Populismus in einigen europäischen Ländern, den anhaltenden Folgen der Finanz- und Wirtschaftskrise, der Flüchtlingsfrage und einem drohenden Scheitern des europäischen Gedankens haben die in der Charta Oecumenica formulierten Anliegen in den letzten 20 Jahren weiter an Bedeutung gewonnen. Dabei ist zu beachten, dass die Charta Oecumenica ihre Reichweite nicht auf die Europäische Union beschränkt. In der Einleitung wird vielmehr der Blick auf den „europäischen Kontinent zwischen Atlantik und Ural, zwischen Nordkap und Mittelmeer“ gelenkt. Damit wird in der Charta Oecumenica inhaltlich und räumlich der Rahmen für die Verantwortung und das Engagement der Kirchen in und für Europa und dessen Aufgabe in der Welt gesteckt. Das Ansinnen der Kirchen, zur Gestaltung Europas



Am Rande des Renovabis-Kongresses im Gespräch mit Professor Dr. Željko Tanjić, Rektor der Kroatischen Katholischen Universität in Zagreb

in dem beschriebenen Sinn beizutragen, wird umso überzeugender und wirkmächtiger sein, je mehr die Kirchen sich auch um Verständigung untereinander, geschwisterlichen Umgang miteinander und gemeinsames Handeln bemühen. Wenn es in der Charta Oecumenica ausdrücklich heißt, dass der Gefahr einer Spaltung zwischen einem integrierten Westen und einem desintegrierten Osten entgegenzutreten ist, folgt daraus, dass die ökumenischen Ost-West-Beziehungen in diesem Kontext von besonderer Tragweite sind.

4. Schlussbemerkung

Die Ökumene zwischen den Kirchen des Ostens und des Westens weitet den Radius. Zwar werden mit ihr die Herausforderungen komplexer. Aber sie vermehrt auch den Reichtum der Gaben, mit dem die Kirchen einander beschenken können. Das darf ich in meinen vielfältigen Aufgaben in der Ökumene immer wieder dankbar erfahren.

Gerade in den Kontakten zu den Kirchen des Ostens wird mir immer wieder bewusst, wie wichtig persönliche Begegnungen für das ökumenische Miteinander sind. Leider hat die Corona-Pandemie hier zu weitreichenden Einschränkungen geführt. Es wurden zwar neue, digitale Formate entwickelt, aber diese können aus meiner Sicht das unmittelbare Zusammentreffen nicht gleichwertig ersetzen. Sobald und soweit es möglich ist, sollten persönliche Begegnungen als eine zentrale Ressource der Ökumene wieder den Stellenwert bekommen, der ihnen zukommt.

Papst Franziskus betont immer wieder den Wegcharakter der Ökumene. Als Christinnen und Christen sind wir in Weggemeinschaft miteinander unterwegs. Die Wege, auf denen wir gehen, sind nicht immer bequem. Aber die Art und Weise, wie wir miteinander unterwegs sind, hat auch Auswirkungen darauf, ob wir als glaubwürdige Zeugen des Evangeliums wahrgenommen werden. Wenn unser Miteinander als Christen gelingt, kann dies auch ausstrahlen auf das Zusammenleben innerhalb der Gesellschaften und auf die Gemeinschaft der Völker und Kulturen in Europa und darüber hinaus.

Ticken im Osten lebende Katholiken anders?

KNA-Interview von Karin Wollschläger und Joachim Heinz mit
Bischof Gerhard Feige und dem Religionssoziologen Gert Pickel,
u.a. in: domradio.de vom 30. September 2021

In Ostdeutschland spielen katholische Reformbewegungen wie Maria 2.0 kaum eine Rolle. Als im Mai eine bundesweite Initiative zu Segnungsgottesdiensten für homosexuelle Paare aufrief, wies die Online-Deutschlandkarte im Osten nur drei solcher Angebote aus, alle in Westberlin. Auch Laiengremien wie Katholikenräte treten in den ostdeutschen Bistümern, so scheint es zumindest, häufig nicht so selbstbewusst auf wie im Westen. Woran liegt das, was sind die Ursachen? Die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) sprach darüber mit dem katholischen Magdeburger Bischof Gerhard Feige und dem evangelischen Leipziger Religionssoziologen Gert Pickel.



Dr. Karin Wollschläger und Joachim Heinz von der Katholischen Nachrichtenagentur

KNA: Herr Bischof Feige, Herr Professor Pickel, das Interesse der Katholiken an innerkirchlichen Reformthemen scheint im Osten deutlich geringer als im Westen – sind sie konservativer?

Feige: Meiner Meinung nach stimmt das so nicht. Meine These ist: Sie sind schon kritisch, aber sie äußern das anders oder sie äußern es nicht. Ich merke in Gesprächen schon, dass unsere Gläubigen diese Themen bewegen, aber sie drücken sich nicht in der Weise aus, wie das westlicherseits eher wahrnehmbar ist.

KNA: Warum ist das so?

Feige: Ich denke, dahinter steht unter anderem ein struktureller Grund: Wir sind eine sehr kleine Schar, mit drei Prozent Katholiken ist nicht viel Staat zu machen. Auch sind bei uns die Verbände und Vereine nicht so stark präsent. Viele Protestaktionen laufen ja darüber, und das greift bei uns einfach nicht.

Pickel: Die strukturelle und organisatorische Situation ist sicher ein Punkt, der es erschwert, sich zu organisieren. Man muss immer mitbedenken, dass die katholische Kirche in Ostdeutschland in einer doppelten Minderheiten-Position ist: Der Anteil der Christen hier ist gering und davon sind auch nur ein kleiner Teil katholisch. In solch einer sehr tiefen Diaspora-Situation richtet man zuerst einmal das Augenmerk sehr stark nach innen. Wir sollten aber die katholischen Aktivitäten in Ostdeutschland auch nicht kleinreden.

Feige: Wir hatten im Bistum Magdeburg von 2000 bis 2004 ein pastorales Zukunftsgespräch, das war ein breiter Prozess. Da kamen auch all die Reformthemen vor, die heute noch diskutiert werden. Die bewegten damals schon die Gemüter, aber da war die Meinung: Das lässt sich nur weltkirchlich lösen, da reiben wir uns jetzt nicht weiter auf. Uns ging es mehr um die Findung der eigenen Rolle in der Gesellschaft und es war klar: Wir sind nicht mehr die Diaspora-Kirche der vergangenen Zeiten, die nur um sich selbst kreist, sondern es geht um unsere Sendung, und da muss etwas in die Welt strahlen. Heißt also: die Welt in den Blick nehmen und sich nicht innerkirchlich zerfleischen.

KNA: Rollen viele in Ostdeutschland lebende Katholiken bei Projekten wie dem Synodalen Weg eher mit den Augen, weil das an ihren eigentlichen Bedürfnissen komplett vorbeigeht?

Feige: Nein, nein. Die Katholiken sind ja unterschiedlich. Klar, leiden auch bei uns viele unter dem Reformstau in der Kirche, aber sie wollen das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Unser Anliegen ist, positiv Kirche zu sein.

Pickel: Ich denke auch nicht, dass die ostdeutschen Katholiken die innerkirchlichen Probleme übersehen. Dafür lassen sich auch in unseren Studien keine Belege finden. Die halten Anpassungen an die Gegenwart in ähnlicher Weise für wichtig. Aber es ist in Ostdeutschland doch grundsätzlich schwieriger, das umzusetzen und sich zu beteiligen.

KNA: Wieso?

Pickel: Nehmen wir das Beispiel Homosexualität: Wir haben in Ostdeutschland, was solche Themen angeht, doch ein anderes Klima als in Westdeutschland. Das trifft nicht nur Katholiken, sondern es ist in Ostdeutschland insgesamt so, dass wir, was Vorurteilsstrukturen und die Auseinandersetzung damit angeht, leider in den vergangenen Jahren eine Entwicklung hatten, die sehr, sehr aggressiv ist. Ich wäre als normaler Kirchgänger bei einem Thema, wo ich das Risiko starker Auseinandersetzungen eingehe, etwa durch rechte Gruppen, dann auch zurückhaltender, mich öffentlich zu positionieren. Sich in bestimmte Listen einzutragen, bringt hier Schwierigkeiten mit sich, die über kirchliches Denken hinausgehen. Es macht durchaus Unterschiede, wo man sich engagiert.

KNA: Diese Beobachtungen gelten also nicht nur für den kirchlichen Sektor?

Pickel: Wenn wir auf andere Formen des öffentlichen Engagements schauen, etwa im politischen Bereich, dann liegt dort ebenfalls die Beteiligung in Ostdeutschland wesentlich unter der im Westen. Da gibt es unterschiedliche Erklärungsmomente, ich bin mir nie sicher, welcher richtig ist: Ob es mit Historie zu tun hat oder schlicht mit der gegenwärtigen Lage. Grundsätzlich ist aber zu sagen: Wir dürfen nicht überrascht sein, wenn es im kirchlichen Bereich in Ostdeutschland weniger öffentliche Äußerungen gibt.

KNA: Sie sagen, Herr Bischof, dass ein Ergebnis in Ihrem Bistum war, sich stärker zur Gesellschaft hin zu öffnen – das ist ja mit einem enormen Bewusstseinswandel verbunden. Inwieweit gelingt das denn tatsächlich schon?

Feige: Keine Frage, es ist ein langwieriger Prozess. Im Prinzip hat er mit der Wende begonnen. Das betrifft zum einen damals neu hinzugekommene Seelsorgebereiche, wie Justizvollzugsanstalten, Polizei oder Bundeswehr. Dann natürlich den Bildungsbereich, aber vor allem auch das große Feld der Caritas. Es ist natürlich kein Massenphänomen, wir fahren nicht mit einer positiven Walze durchs Land und beglücken alle. Aber ich freue mich über die Beispiele, wo es gelingt und Kirche wieder einen guten Klang hat.

Pickel: Was man auch sehen muss: Kirchen bieten Gemeinschaft, und das ist in einem polarisierten gesellschaftlichen Umfeld wie hier sehr wichtig. Das führt mitunter dazu, dass man zugunsten der Gemeinschaft manches mitunter weniger gewichtet oder problematisiert, um nicht noch ein zusätzliches Feld der Auseinandersetzung aufzumachen. Was nicht heißt, dass man die Probleme nicht sieht.



Prof. Dr. Gert Pickel

Feige: Ein Punkt ist sicher auch das Alter: Wir überaltern im Osten vergleichsweise stärker, und in der Kirche nochmal

stärker. Es gibt hier bei uns nicht so viele Jüngere, die dann vielleicht eher revolutionärer auftreten.

KNA: Aber Sie sind 69 Jahre und vertreten in den Augen von manchem revolutionäre Thesen, etwa dass Sie sich eine Weihe von Frauen vorstellen können.

Feige (lacht): Das ist erst später gekommen. Das hat die Freiheit mir eingebracht! Da habe ich mich in der Tat verändert.

KNA: Inwieweit wirken denn bei ostdeutsch sozialisierten Katholiken alte Prägungen noch nach?

Feige: Aus DDR-Zeiten spielt sicher noch eine sehr positive Sicht auf Kirche mit rein, als Gemeinschaft, als ein Ort der Heimat. Das möchte man nicht beschädigen. Es war damals natürlich nicht alles positiv in der Kirche, es gab auch Auseinandersetzungen. Aber es war doch eher von einer gewissen Harmonie bestimmt. Und es war eben gegenüber Staat und Partei ein Ort, wo man menschlich miteinander umging. Anfang der 1990er-Jahre gab es eine Umfrage unter Jugendlichen, wie sie zur Kirche stehen. Während die Westdeutschen Kirche eher als Hort der Repression ansahen, schilderten die Ostdeutschen sie als einen Schutzraum für das Menschliche.

Pickel: Die Erfahrung, Kirche als Schutzraum erlebt zu haben, wirkt immer noch sehr stark nach. Im Osten gibt man seiner Kirche noch etwas mehr Kredit. Ich habe vor zwei Jahren eine Studie gemacht, die ergab: 50 Prozent der westdeutschen Katholiken finden ihre katholische Identität wichtig, in Ostdeutschland sind es etwa 65 Prozent. Das zeigt schon eine etwas stärkere Bindung.

Feige: Ich möchte aber auch mal betonen, dass es "die" ostdeutschen Katholiken in dem Sinne nicht mehr gibt. Die katholische Kirche im Osten lebt vom Zuzug und es gibt eine zunehmende Durchmischung der Gemeinden. In unserem Bistum sind 13 Prozent unserer Katholiken Ausländer, die Hälfte davon Polen. Und genauso viele sind aus Westdeutschland zugezogen. Also 25 Prozent sind schon mal nicht die klassischen DDR-Katholiken und dann muss auch noch die dazu zählen, die nach 1989 geboren wurden.

KNA: Kommen wir noch einmal auf Ihre Studie zurück, Herr Professor Pickel: Wenn diese Untersuchung zeigte, dass den ostdeutschen Katholiken ihre katholische Identität so wichtig ist, müsste es sie dann nicht noch mehr treffen, wenn kirchliche Ansichten und ihre Lebenswirklichkeit mehr und mehr auseinanderfallen?

Pickel: Eine Identität bedeutet eine starke Bindung, und diese hat den Vorteil, dass sie relativ lange hält. Gläubige sind durchaus bereit, das ein oder andere zu ertragen. Aber die Akzeptanz lässt nach und das ist eine beschleunigte Bewegung. Irgendwo muss die Kirche für mich einen Nutzen haben. Sie muss mein soziales Bedürfnis nach Vergemeinschaftung bedienen und/oder meine spirituellen Bedürfnisse.

KNA: Was passiert, wenn das nicht mehr greift?

Pickel: Es gibt eine Theorie aus den 1970er Jahren, die zwei Reaktionsformen auf ein Problem beschreibt: Exit und Voice. Voice bedeutet, ich versuche es zu verändern, aber laut und vernehmbar. Exit meint den Rückzug und die Apathie.

KNA: In Westdeutschland gibt es im Norden ja auch Diaspora-Regionen. Da scheinen die Katholiken, gerade auch die Laien, eher auf die "Voice"-Option zu setzen. Wie lässt sich das erklären?

Feige: Bei uns ist die Minderheitensituation schon noch extremer. Wir

sind mehr herausgefordert, auch durch die forcierte Säkularisierung. In der westdeutschen Diaspora gibt es immer noch einen gewissen geistlich-kulturellen Spiegel in der Gesellschaft, der einiges mitträgt. Und – jetzt wage ich mich mal vor – es gibt ja Unterschiede zwischen ost- und westdeutsch Sozialisierten und dazu gehört auch, dass die einen selbstbewusster sind als die anderen. Das spielt sicher auch eine Rolle. Wir Ostdeutschen sind da eher zurückhaltender.

KNA: Herr Pickel, wird sich das aus Ihrer Sicht noch angleichen – oder werden die Ostdeutschen immer die Underdogs sein?

Pickel: Ich denke schon, dass sich das angleichen kann. Entwicklungen sind immer möglich. Wir haben vorhin ja schon die große Mobilität angesprochen, allein durch diese verändert sich ja stark die religiöse Landschaft. Da ist einiges in Bewegung. Aber insgesamt steht halt die katholische Kirche unter einem enormen Druck.

Feige: Bei Veränderungen kommt es ja auch immer auf die Methode an. Ich zum Beispiel bin allergisch gegen Protestaktionen. Das rührt aus den DDR-Zeiten her, wo das alles verordnet und staatlich angeordnet war, Demonstrationen, Unterschriftensammlungen, all sowas. Da würde ich mich bis heute nie anschließen, das steckt immer noch so in mir. Mit Rasseln auf die Straße gehen – ich find das einfach komisch, aufgrund meiner Prägung.

KNA: Sie können Demos nichts abgewinnen? Aber es waren doch gerade die Montags-Demonstrationen 1989 in der DDR, die die Wende gebracht haben.

Feige: Das war etwas anderes, einmaliges. Das war eine ganz besondere Atmosphäre. Was ich nicht mag und nicht für sinnvoll halte, ist aggressives Auftreten. Das führt nur zu Polarisierungen. Ich setze eher auf die argumentative Seite. Veränderungen müssen sein, ja. Aber das erreicht man doch eher über Gespräche und Dialog.

Wachsamkeit

Predigt beim zentralen ökumenischen Gottesdienst
zum Tag der Deutschen Einheit

am 3. Oktober 2021 in der Pauluskirche zu Halle/Saale

„Wach auf, wach auf, du deutsches Land, du hast genug geschlafen ...“ So beginnt ein geistliches Lied aus dem 16. Jahrhundert. Und etwas weiter heißt es darin: „Die Wahrheit wird jetzt unterdrückt, will niemand Wahrheit hören; die Lüge wird gar fein geschmückt, man hilft ihr oft mit Schwören. Dadurch wird Gottes Wort veracht, die Wahrheit höhnisch auch verlacht. Die Lüge tut man ehren.“ Vor 1989 habe ich das als DDR-Bürger gelegentlich mit bitterer Ironie, tiefer Wehmut und trotziger Hoffnung gesungen.

Wie aber ergeht es uns heutzutage, über 30 Jahre nach dem Mauerfall und der deutschen Wiedervereinigung, worüber ich immer noch von Herzen dankbar bin? Was macht uns Hoffnung und Mut oder Angst und Sorge? „Viele Menschen“ – so hat es der tschechische Schriftsteller und Politiker Václav Havel einmal formuliert – „... folgen nicht den eigentlichen Intentionen ihres Lebens, und sie halten sich auch nicht an ihr besseres Wissen und Gewissen, sondern lassen sich von anderen Kräften und Mächten bestimmen.“ Tatsächlich tun sich in letzter Zeit verstärkt manche Abgründe auf, die ich nicht mehr für möglich gehalten hätte, ohne ich immer mehr, wie verführerisch Menschen zu allen Zeiten sein können, fürchte ich weniger eine „Überfremdung von außen“ als eine „Entmenschlichung von innen“ (Stefan Dartmann SJ).

Da ist es bedenkenswert, was uns der heutige Text aus dem Lukasevangelium (12,35-38) nahelegt: nämlich wachsam zu sein, gegebenenfalls auch wieder aufzuwachen. Wie aber sollte sich so etwas konkret ausdrücken?

Vorsichtig – kritisch – widerständig

Sicher bedeutet Wachsamkeit zunächst einmal, vorsichtig, kritisch und widerständig zu sein, immer wieder zu prüfen, ob etwas menschenwürdig ist beziehungsweise – christlich ausgedrückt – dem Willen Gottes

entspricht (vgl. Röm 12,2). Was heißt das zum Beispiel im Blick auf unsere Demokratie? Sie ist ein kostbares, aber auch gefährdetes Gut, anspruchsvoll und anstrengend, kein Paradies oder Schlaraffenland. Viele Probleme sind sowohl komplex als auch kompliziert. Sie lassen sich nur mit großer Anstrengung und einem langen Atem bewältigen, nicht mit dem „Gift der einfachen Lösungen“, hohlen Phrasen oder markigen Parolen. Wer sich auf raffinierte Weise selbst bedienen oder unsere rechtlichen, sozialen und humanitären Errungenschaften sogar untergraben will, muss daran gehindert werden. Nicht alle, die demokratisch wählen oder gewählt werden, sind ja auch wirkliche Demokraten!

Dabei verschärfen sich die Spannungen in unserer Gesellschaft insgesamt, werden Ängste geschürt und Vorurteile verbreitet, entgleisen Umgangs- und Verständigungsformen, nehmen irrationale Empörungswellen und Hasslawinen zu, machen Feindbilder und Verschwörungsmymen die Runde, sucht man Sündenböcke und geht gnadenlos mit ihnen um. Angesichts dessen und aller fremdenfeindlichen, rassistischen und antisemitischen Tendenzen brauchen wir mehr denn je noch konsequentere politische Bemühungen und eine mutige Zivilgesellschaft, sollten alle Menschen guten Willens noch entschlossener für Toleranz und ein friedliches Miteinander eintreten.



Ökumenischer Gottesdienst in Anwesenheit des Bundespräsidenten, der Bundeskanzlerin, des Bundestagspräsidenten, zahlreicher Ministerpräsidenten und anderer Politiker und Politikerinnen



Landesbischof Friedrich Kramer in Gespräch mit Rabbiner Andreas Nachama, und Claudia Roth

Ständig gilt es, sich um einen Ausgleich der unterschiedlichen Interessen zu bemühen, auch dem Osten Deutschlands noch mehr Gerechtigkeit zukommen zu lassen, ebenso, sich zu religiösen Überzeugungen frei und öffentlich bekennen zu können und nicht ins private Abseits verdrängt zu werden. Manchmal müssen Christen und Christinnen auch „nerven“, wenn es um ethische Werte geht, die den Anfang und das Ende des Lebens betreffen, die Bewahrung der Schöpfung oder überhaupt den Umgang mit all denen, die in Not sind. Was wir brauchen, ist eine Kultur der Wachsamkeit und des berechtigten Widerspruchs, damit unsere Gesellschaft nicht aus dem Lot gerät.

Aufgeschlossen – einfühlsam – solidarisch

Das allein aber wäre zu wenig, um Einzelinteressen und Gemeinwohl in ein konstruktives Verhältnis zu bringen. Durch Gesetze und Vorschriften, Kritik und Kontrolle ist eine Gesellschaft noch nicht wirklich menschenfreundlich. Dazu braucht es mindestens noch positive Grundüberzeugungen und Verhaltensweisen, bedeutet Wachsamkeit dann auch, aufgeschlossen, einfühlsam und solidarisch zu sein. In der Bibel findet man dazu die Kurzformel (Mt 7,12): „Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen!“ Um das für einsichtig zu halten, muss man nicht christlich sein. Und so taucht diese Goldene Regel des menschlichen Zusammenlebens auch in unserem allgemeinen Sprachschatz auf. „Was du“ – so heißt es da – „nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu!“ Wenn das umgesetzt würde, sähe es in unserer Welt schon viel besser aus. Noch radikaler und edler wäre es freilich, – was Jesus nach der Liebe zu Gott für genauso wichtig hält – „den Nächsten zu lieben wie sich selbst“ (Mt 22,39). Schließlich fehlt

auch unter gerechtesten Verhältnissen noch Wesentliches, wenn Liebe und Barmherzigkeit nicht hinzukommen, Vertrauen und Mitgefühl, Rücksicht und Selbstlosigkeit. So etwas aber kann von niemandem angeordnet oder erzwungen werden. Davon kann man sich nur durch Vorbilder anregen, überzeugen oder begeistern lassen. Wer aber versucht, so zu leben, trägt mit dazu bei, dass es in unserer Welt ein wenig wärmer und menschlicher wird.

Verantwortungsbewusst – hoffnungsvoll – zukunftsorientiert

Und noch etwas gehört zur Wachsamkeit. „Im Bewusstsein (der) Verantwortung vor Gott und den Menschen“, so beginnt die Präambel unseres Grundgesetzes. Obwohl der Gottesbezug darin immer mehr umstritten ist, sollte und könnte er doch eines deutlich machen: Auch ein Staat ist nur relativ und nicht die höchste und letzte Instanz für und über alles. Es gibt Fragen, die die Politik nicht beantworten kann, und Lebens- wie Weltdeutungen, die sich ihrer Verfügbarkeit entziehen. Zudem verbindet sich damit die Einsicht, nicht einfach willkürlich handeln zu können, sondern für eigenes Tun oder Unterlassen verantwortlich zu sein, vor wem auch immer. Nach christlicher Auffassung ist es letztlich der Weltenrichter, der – wie vorhin im Lukasevangelium angedeutet – überraschend kommt. Ähnliche Vorstellungen sind auch in anderen Religionen anzutreffen. Zudem haben viele – unabhängig von religiösen Überzeugungen – dabei mindestens ihre Angehörigen und die künftigen Generationen vor Augen.



An dem Gottesdienst wirkten auch der Vorsitzende der Allgemeinen Rabbinerkonferenz Deutschlands, Andreas Nachama, und der Vizevorsitzende des Dachverbandes Islamischer Gemeinden in Sachsen-Anhalt, Djamel Amelal, mit.

Zugleich geht es um das eigene Schicksal. Früher – so heißt es in einer trefflichen Beschreibung – lebten die Menschen „40 Jahre plus ewig“, heute leben sie „nur noch 90 Jahre“. Ist man damit aber glücklicher und zufriedener? Oder anders gefragt: Schadet es, eine Aussicht beziehungsweise Hoffnung auf Vollenung zu haben? „Menschen“ – so hat es jemand (Stephan Holthaus) einmal ausgedrückt – „die an die Ewigkeit glauben, können gelassener sein. Sie leben vom Ziel her. Die Perspektive der Ewigkeit nimmt Druck von der Zeit.“ Dabei geht es nicht darum, sich angesichts des Elends und vieler ungelöster Probleme auf ein Jenseits vertrösten zu lassen, sondern aus einem weiteren Horizont



Akteure des Ökumenischen Gottesdienstes am 3. Oktober 2021 in Halle

und einer tieferen Begründung heraus die Gegenwart zuversichtlich und tatkräftig mitzugestalten. Damit bedeutet Wachsamkeit auch, verantwortungsbewusst, hoffnungsvoll und zukunftsorientiert zu leben.

Wachsamkeit hat es also in sich und könnte auf vielfältige Weise uns und unserem Land guttun. In diesem Sinn wünsche ich uns allen eine geistvolle Zukunft, „im Bewusstsein (der) Verantwortung vor Gott und den Menschen“!

Wozu Kirche?

Predigt zum Pastoraltag am 13. Oktober 2021

Causa finalis

Liebe Schwestern und Brüder, an manchen Tagen, an denen eine Sitzung auf die andere folgt, ein Termin den anderen jagt, frage ich mich manchmal: Wozu mache ich das alles eigentlich? Hat das, was ich tue, überhaupt einen Sinn? So ergeht es wahrscheinlich nicht nur mir. Die Frage nach dem Sinn unseres Tuns, dem Sinn unseres Lebens ist eine zutiefst menschliche Frage. Meistens geht sie in der Geschäftigkeit des Alltags unter, schieben wir sie beiseite und machen einfach weiter. Eigentlich ist es aber wichtig, dass wir uns ihr bewusst stellen und möglichst auch nach einer Antwort suchen. Oftmals sind es Erschütterungen, die alles in Frage stellen, die uns zwingen, tiefer nachzudenken. In einer solchen Krise befindet sich zweifellos derzeit auch die Kirche. Auch hier ist es – neben der Beschäftigung mit strukturellen Aspekten – meiner Meinung nach nötig, sich mit der Frage auseinanderzusetzen: Wozu ist die Kirche da? Was ist ihre Aufgabe? Diesen Prozess der Selbstvergewisserung hat die Kirche in Deutschland mit dem Synodalen Weg begonnen. Und auch unser heutiger Pastoraltag will darauf eingehen.

Dabei ist die Frage nach dem ‚Wozu‘ nicht irgendeine Frage neben anderen. Für den Philosophen Aristoteles führt sie auf die *causa finalis* – die Zweckursache, ist sie die entscheidende Frage, weil sie unser Augenmerk auf das Ziel richtet, um dessentwillen eine Sache getan wird. Daher kommt ihr eine besondere Bedeutung zu. Deshalb muss sich auch die Kirche die Frage stellen, wozu sie da ist. Denn von der Antwort darauf hängt alles Weitere ab.

Verschiedene Vorstellungen

Schaut man in die 2000jährige Geschichte der Kirche zeigen sich vielfältige Möglichkeiten. So hat jemand (Avery Cardinal Dulles) dazu einmal fünf Kirchenbilder herausgearbeitet, an denen verschiedene Zielrichtungen verdeutlicht werden können: Kirche als mystische Gemeinschaft, Kirche als Institution, Kirche als Sakrament, Kirche als Botin oder Verkünderin und Kirche als Dienerin. Für eine Kirche, die

sich als mystische Gemeinschaft versteht, liegt ihr „Wozu“ darin, die Menschen zur Gemeinschaft mit Gott zu führen. Demgegenüber richtet eine Kirche, die sich vor allem als Institution versteht, ihren Blick auf sich selbst. Als Sakrament ist die Zweckursache von Kirche, Gottes Handeln erfahrbar zu machen und die Menschen durch die Verbindung mit ihm zu stärken. In ihrem Verständnis als Botin oder Verkünderin richtet die Kirche alles an der Verkündigung des Evangeliums aus. Als Dienerin ist ihr „Wozu“ ganz bei den Menschen zu sein.

In den biblischen Texten, wie wir sie eben gehört haben, begegnen uns – so meine ich – in Ansätzen zwei dieser Kirchenbilder. In der Lesung aus dem ersten Korintherbrief (1 Kor 12,12–22,27) bekommen wir Einblick in eine Auffassung von „Kirche“, die sich als Gemeinschaft der Glaubenden versteht. Paulus deutet sie als Leib Christi. Ziel war es in dieser anfänglichen Phase des Christentums, die von der Suche nach der eigenen Identität sowie von organisatorischen Fragen gekennzeichnet war, ein „Leben als Gemeinschaft der Glaubenden [zu] realisieren“. Verbunden mit einem zweiten Ziel, nämlich das Evangelium allen Menschen zu verkünden, standen die frühen Christinnen und Christen vor großen Herausforderungen. Wahrscheinlich greift Paulus deshalb auf das der antiken Welt geläufige Bild des Leibes zurück: Damit kann er an die Erfahrung der Menschen seiner Zeit anknüpfen und zum Ausdruck



bringen, dass jeder und jede Einzelne, die zu der Gemeinschaft der Glaubenden hinzutritt, den Leib konstituiert und deshalb allen anderen gleichgestellt ist. Alle Glieder erfüllen eine wichtige Aufgabe, und der Leib braucht sie alle. Unmittelbar vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil (*Mystici Corporis*, Pius XII) und in den Texten des Konzils gewinnt dieses Bild wieder an Bedeutung, und es stellt auch uns heute vor die Aufgabe, Teilhabe in der Kirche zu ermöglichen.

Das Verhalten der Pharisäer, denen Jesus im Evangelium (Lk 11,42-46) mit Weherufen begegnet, lässt ein Selbstverständnis durchscheinen, das dem Bild von der Kirche als Institution nahesteht. Jesus klagt bei den Pharisäern und Gesetzeslehrern eine Haltung an, die von der Institution, nicht aber von Gott und den Menschen her denkt. Die formalistische Erfüllung der Zehnt- und Reinheitsgebote, die unerträgliche Eitelkeit sowie das Messen mit zweierlei Maß zeugen von einem Selbstverständnis, das sich selbst genügt und mehr auf die Einhaltung der Regeln, als auf das Ziel bedacht ist, dem diese Regeln dienen sollen – nämlich dem Wohl der Menschen. Natürlich hat die Kirche immer institutionelle Elemente, und sie braucht diese auch. Wenn aber das „Wozu“ der Kirche mit dem Erhalt und der Stärkung der Institution beantwortet wird, verfehlt sie ihren Auftrag, wie ihn das Zweite Vatikanische Konzil formuliert hat: Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen zu teilen (GS 1) sowie Heil, Gemeinschaft unter den Menschen und Frieden zu fördern (GS 3).

Beauftragung

Liebe Schwestern und Brüder, immer wieder kam und kommt es vor, dass eines dieser Selbstverständnisse verabsolutiert und damit zum Alleinzweck der Kirche erklärt wird. An solchen Punkten nimmt sie Formen an, die ihr eigentliches Wesen verstellen. Wenn wir die Frage „Wozu Kirche“ stellen, dann sind es ihre Grundvollzüge, die uns richtungsweisend sein können. Ein erster Auftrag der Kirche und aller Gläubigen ist die *Martyria*, die Verkündigung der Frohen Botschaft und die Bezeugung des Glaubens. Ein zweiter ist die *Leiturgia*, der gefeierte Glaube, in dem wir auf die zuerst geschenkte Zuwendung Gottes zu uns Menschen mit Lob und Dank antworten. In der ganz konkret praktizierten Nächstenliebe, der *Diakonia*, ahmt die Kirche die Hinwendung Jesu zu den Menschen nach.

Für eine synodale Kirche: Gemeinschaft, Teilhabe und Sendung

Brief des Bischofs von Magdeburg

anlässlich der Eröffnung des weltweiten synodalen Prozesses
am 17. Oktober 2021

Liebe Schwestern und Brüder, am 9. und 10. Oktober hat Papst Franziskus in Rom einen weltweiten synodalen Prozess eröffnet. Synodal – so in etwa die allgemeine Bedeutung dieses Wortes – sind Beratungs- und Entscheidungsvorgänge, an denen viele mitwirken. Die gesamte Kirche – so der Wunsch des Papstes – soll sich als Volk Gottes gemeinsam auf den Weg machen und dabei sich dessen noch bewusster werden, dass alle Getauften dazu berufen und gesendet sind, Kirche zu sein und deren Zukunft mitzugestalten. 2023 wird alles dann in eine Generalversammlung der Bischofssynode einmünden. „Genau dieser Weg der Synodalität“ – so Papst Franziskus – „ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet.“ Am heutigen Sonntag wird dazu in den Bistümern auf der ganzen Welt eine erste Phase begonnen, in der es zunächst wesentlich darum geht, die gegenwärtigen Herausforderungen wahrzunehmen, sich offen und frei darüber auszutauschen, sie im Geist Gottes zu deuten und einfühlsam aufeinander zu hören.

Zweifellos stellt dieser von Papst Franziskus angeregte Prozess angesichts der momentanen Situation eine besonders große Herausforderung dar. Aufgrund des ans Tageslicht gekommenen sexuellen Missbrauchs Minderjähriger und anderer skandalöser Entwicklungen steckt unsere Kirche als Institution in einer tiefen Glaubwürdigkeitskrise. Und das hat inzwischen dramatische Konsequenzen. Auch in unserem Bistum sind im vergangenen Jahr zahlreiche Menschen aus der Kirche ausgetreten. Damit setzen viele ein Zeichen dafür, dass sie sich von uns bewusst distanzieren. Oftmals fehlt ihnen nicht unbedingt der persönliche Glaube oder eine Beziehung zu Christus, sind es eher tiefe Enttäuschungen und Verletzungen, die zu einem solchen Schritt führen.

Das heutige Evangelium (Mk 10,35–45) vermag uns eine Perspektive aufzuzeigen, die, wenn wir sie ernst nehmen, zu einem Umdenken



manches Verhaltens in unserer Kirche führen könnte. Nachdem sich zwei der Jünger Jesu den Platz neben ihm und damit einen eigenen Vorteil sichern wollten, ruft er die Jünger zusammen und lehrt sie Folgendes: „Bei euch aber soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer bei euch der Erste sein will, soll der Sklave aller sein.“ Damit hat Jesus nicht

etwa nur strukturelle Veränderungen im Sinn, die auf eine Neuordnung der äußeren Verhältnisse abzielen. Nein, was Jesus im Sinn hat, ist viel grundsätzlicher: Wenn wir eine Gemeinschaft sein wollen, die – wie es in der Lesung zum Ausdruck kommt – das Bekenntnis zu Jesus zum Ausgangspunkt und Zentrum hat, dann braucht es eine entsprechende Haltung, braucht es die Einsicht und Bereitschaft, sich gegenseitig zu achten und einander wirklich zu dienen.

Auch Papst Franziskus ist das ein wesentliches Anliegen. „Auf diesem gemeinsamen Weg“ – so heißt es in dem Vorbereitungsdokument zur Bischofssynode – „sind wir aufgerufen, eine neue Haltung einzunehmen und unsere kirchlichen Strukturen zu erneuern, um dem Ruf Gottes für die Kirche unter den Zeichen der Zeit zu folgen.“ Dabei stellen die Begriffe „Gemeinschaft, Teilhabe und Sendung“ die tragenden Säulen dar.

Vielleicht fragen Sie, liebe Schwestern und Brüder, sich jetzt, in welchem Verhältnis der Synodale Weg, den wir ja nun schon seit einiger Zeit in Deutschland gehen, zu diesem weltweiten Prozess steht. Wird er nun pausieren oder dadurch vielleicht sogar ersetzt? Nein, er wird weitergehen und soll auf seine Weise den weltweiten Prozess mit bereichern. Momentan suchen und ringen wir darin gerade sehr intensiv nach notwendigen und möglichen Erneuerungen in den Konfliktfeldern: „Macht und Gewaltenteilung in der Kirche“, „Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft“, „Priesterliche Existenz heute“ und „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“. In der letzten Vollversammlung sind erste Texte verabschiedet worden,

auf deren Grundlage wir nun weiterdenken können. Hier sind wir schon dabei, eine Haltung der Synodalität einzuüben, die wir in den Prozess bis zur Bischofssynode miteinbringen können.

Damit fangen wir aber nicht an einem Nullpunkt an. Schon lange gibt es in unserem Bistum und auch in anderen Bistümern Gremien, die das kirchliche Leben durch Rat und Tat aktiv mitgestalten. Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte, der Ordinariatsrat und der Bistumsrat, der Priesterrat und der Katholikenrat oder der Kirchensteuer- und Vermögensverwaltungsrat sind markante Beispiele dafür. Hier kommen zahlreiche Gläubige zu Wort und ringen gemeinsam mit den Leitungsverantwortlichen um konstruktive Lösungen. Inzwischen sind auch an verschiedenen Orten Leitungsteams aus Männern und Frauen eingesetzt, die zusammen mit anderen Mitgliedern ihrer Pfarreien nach Wegen suchen, wie in ihren jeweiligen Situationen Kirche lebensfähig und lebendig bleibt. Darüber hinaus geht es zum Beispiel auch in den Bereichen der Kategorialen Seelsorge oder in der Arbeit von Hospizen und Wärmestuben gewissermaßen synodal zu, da hier überall Menschen mit- und füreinander unterwegs sind. Und ich denke außerdem an die unterschiedlichsten Projekte in unserem Bistum: an Chöre und Musikgruppen oder Gebets- und Weggemeinschaften, in denen sich Menschen zusammenschließen und dadurch Teilhabe und Gemeinschaft erfahrbar machen.

Für all das bin ich sehr dankbar. Darauf sollten wir uns aber nicht ausruhen, sondern uns weiter bemühen, noch synodaler zu werden. Dabei sollte es aber – wie Papst Franziskus empfiehlt – nicht unser „Ziel sein, mehr Dokumente zu produzieren. Vielmehr soll der Prozess Träume darüber aufkeimen lassen, zu welcher Kirche wir berufen sind. Er soll Hoffnungen erblühen lassen, Vertrauen wecken, Wunden verbinden, Beziehungen herstellen und vertiefen, das Lernen voneinander fördern, Brücken bauen, den Verstand erhellen, das Herz erwärmen und uns neue Kraft für unsere gemeinsame Sendung geben.“

Mögen sich viele von uns durch diesen Aufruf inspirieren lassen. Wie könnte das konkret aussehen? Hierzu braucht es Möglichkeiten der Begegnung und der Bereitschaft, einander zuzuhören und miteinander ins Gespräch zu kommen. Haben Sie Mut und Fantasie, solche Gelegenheiten zu schaffen. Und vielleicht teilen Sie Ihren Traum von

Kirche mit uns allen auf der Homepage ‚Synodaler werden‘, einer Themenseite unseres Bistums rund um den Synodalen Weg und die Weltsynode (synodalerwerden.de).

Liebe Schwestern und Brüder, wagen wir zu träumen, wagen wir die vorgefertigten Ideen in unseren Köpfen einmal beiseitezuschieben und uns dem Wirken des Heiligen Geistes zu öffnen. Lassen wir uns überraschen, was er uns sagen will. Das Gebet, das an jedem Sitzungsbeginn des Zweiten Vatikanischen Konzils gebetet wurde, soll uns am Beginn dieses Synodalen Prozesses begleiten:

Wir stehen vor dir, Heiliger Geist,
in deinem Namen sind wir versammelt.
Du, unser wahrer Ratgeber:
komm zu uns,
steh uns bei,
kehre ein in unsere Herzen.
Lehre uns, wohin wir gehen sollen;
Zeige uns, wie wir das Ziel erreichen können.
Bewahre uns davor,
als schwache und sündige Menschen
die Orientierung zu verlieren.
Lass nicht zu,
dass Unwissenheit uns auf falsche Wege führt.
Gib uns die Gabe der Unterscheidung,
dass wir unser Handeln nicht von Vorurteilen
und falschen Rücksichten leiten lassen.
Führe uns in dir zur Einheit,
damit wir nicht vom Weg der Wahrheit und der Gerechtigkeit
abkommen,
sondern auf unserer Pilgerschaft dem ewigen Leben entgegenstreben.
Das erbitten wir von Dir,
der du zu allen Zeiten und an allen Orten wirkst,
in der Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohn
von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Möge der allmächtige und barmherzige Gott – der Vater und der Sohn und der Heilige Geist – Sie segnen sowie im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe stärken.

Sagen Sie mal ...

Kurzinterview unter der Rubrik „Buntes“
in: neue caritas vom 25. Oktober 2021

nc: Was hat Sie zum Staunen gebracht?



Gerhard Feige mit anderen staunenden Kindern beim Kaspertheater Ende der 1950er Jahre

Feige: Seit einiger Zeit, dass ich demnächst schon 70 Jahre alt werde. Ansonsten seit meiner Kindheit sehr viel: vom Kaspertheater über fantastische Landschaften und faszinierende Lebewesen bis zum Mauerfall 1989 und zu eigenen gnadenhaften Erfolgen.

nc: Was war Ihre letzte gute Tat?

Feige: Habe ich gemäß der biblischen Weisung, „dass deine linke Hand nicht wissen soll, was deine rechte tut“ (Mt 6,3), vergessen.

nc: Welchem Politiker würden Sie gerne mal was sagen?

Feige: Mehreren, wenn sie denn zuhören könnten oder würden.

nc: Mit wem möchten Sie keinesfalls im Aufzug stecken bleiben?

Feige: Mit einem Selbstdarsteller.

nc: Was tun Sie für Ihre Fitness?

Feige: Ich versuche, mich kohlehydratarm und abwechslungsreich zu ernähren, spazieren und schwimmen zu gehen, im Garten zu arbeiten und mich geistigen Herausforderungen zu stellen.

nc: Wohin würden Sie gerne einmal reisen (und warum)?

Feige: Nicht mehr an ferne, sondern eher an vertraute Orte.

nc: Was haben Sie für ein Laster?

Feige: Vieles zu genau zu nehmen und zu wenig „Nein“ sagen zu können.

Grußwort zu Ehren von Metropolit Augoustinos

bei der Tagung

„Ökumene ist keine Häresie“

am 10. November 2021 (Videobotschaft)

„Ökumene ist keine Häresie“ – mit diesem Wort aus dem Mund von Metropolit Augoustinos ist eine Publikation überschrieben, die zu seinen Ehren unter der Herausgeberschaft von Professor Daniel Munteanu in diesem Jahr veröffentlicht wurde. Diese Publikation ist auch die Grundlage für die heutige Tagung, die denselben Titel trägt. Gern nehme ich diese Tagung zum Anlass, dem hochverehrten Mitbruder für seine enormen ökumenischen Verdienste zu danken und meine Wertschätzung, die ich in der erwähnten Publikation zum Ausdruck gebracht habe, hier auch mündlich zu wiederholen. Ich danke den Veranstaltern der Tagung, dass sie mich hierzu eingeladen haben, und wünsche Ihnen und allen Teilnehmenden gute Diskussionen und einen fruchtbaren Austausch.

Metropolit Augoustinos hat über mehr als fünf Jahrzehnte als Priester, Bischof und höchster Vertreter der Orthodoxen Kirche in Deutschland Großes in der Hirtensorge für die Gläubigen der Griechisch-Orthodoxen Metropolie und in der Stärkung der Orthodoxen Kirche in Deutschland, in der Aufnahme und Festigung der Beziehungen zu anderen Kirchen und Konfessionen und in der Förderung des Zusammenhalts in der Gesellschaft geleistet. Stets war ihm die Integration der in Deutschland lebenden Griechen ein zentrales Anliegen. Dabei hat er auf beeindruckende Weise die Überzeugung vertreten und gelebt, dass Integration keine Einbahnstraße ist, sondern von beiden Seiten die Bereitschaft voraussetzt, aufeinander zuzugehen. Unter dieser Maxime bringt er sich immer wieder in gesellschaftliche Debatten ein. Dazu gehört auch, dass er sich gemeinsam mit dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz und dem Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland in der jährlichen Interkulturellen Woche für ein friedliches Zusammenleben von Menschen verschiedener Länder und Kulturen engagiert.

Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus nimmt Metropolit Augoustinos in seiner Kirche Verantwortung wahr. Das geschieht

etwa durch seine Mitarbeit in der Heiligen Synode des Ökumenischen Patriarchats. Als Delegierter seiner Kirche hat er 2016 an der „Heiligen und Großen Synode“ auf Kreta teilgenommen und dort unmittelbar auf die Beratungen Einfluss nehmen können. Nicht zuletzt zeigt die Berufung hierzu, wie sehr in seiner Kirche seine reiche Erfahrung, seine Klugheit und seine Weitsicht geachtet sind.

Für sein ökumenisches Lebenswerk wurde Metropolit Augoustinos am 24. Januar 2019 von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland und dem Ökumenischen Rat Berlin-Brandenburg zu Recht mit einem Ehrenpreis ausgezeichnet. Metropolit Augoustinos steht als Person für ein gutes Miteinander der Christen in Deutschland. Unermüdlich und unbeirrbar ist sein ökumenisches Engagement für die Einheit der Christen – auch dann, wenn er dafür bisweilen Kritik aus den eigenen Reihen einstecken muss. Ökumenisch sein und Christ sein gehören für ihn untrennbar zusammen. Dabei ist es ihm ein Herzensanliegen, die Christen anderer Kirchen und Konfessionen mit den besonderen Gaben der orthodoxen Tradition bekannt zu machen und sie daran teilhaben zu lassen. Dies bedeutet für die ökumenische Gemeinschaft der westlich geprägten Kirchen eine willkommene Bereicherung. Ohne diesen wertvollen Beitrag wäre die Ökumene in Deutschland deutlich ärmer.

Im Jahr 1980, in dem Metropolit Augoustinos das Amt des Metropoliten der Griechisch-Orthodoxen Metropolie von Deutschland übertragen



wurde, begann hierzulande der offizielle Dialog zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Orthodoxie. Damals beschlossen die Deutsche Bischofskonferenz und die Griechisch-Orthodoxe Metropole die Einrichtung einer Gemeinsamen Kommission, die 1981 erstmals zusammenkam, und dies von Anfang an unter dem orthodoxen Co-Vorsitz des Metropoliten. 25 Jahre später wurde die Gemeinsame Kommission um Vertreter der anderen in der damaligen Kommission der Orthodoxen Kirche in Deutschland, kurz KOKiD, zusammengeschlossenen orthodoxen Kirchen erweitert. Diese „Gemeinsame Kommission der Deutschen Bischofskonferenz und der Orthodoxen Kirche in Deutschland“ kam im März 2007 zu ihrer konstituierenden Sitzung zusammen. Bedingt durch die Umwandlung der KOKiD in eine nationale Bischofskonferenz im Jahr 2010 erfolgte die Umbenennung in „Gemeinsame Kommission der Deutschen Bischofskonferenz und der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland“. Seit ihren Anfängen versteht sich die Gemeinsame Kommission als ein katholisch-orthodoxes Gesprächsforum zu pastoralpraktischen Fragen, die aus dem Zusammenleben von Orthodoxen und Katholiken resultieren. Hier will sie Hilfestellung geben, damit Christen beider Kirchen einander besser kennen und verstehen lernen.

Seit nunmehr vierzig Jahren prägt Metropolit Augoustinos als orthodoxer Vorsitzender der Gemeinsamen Kommission die Arbeit dieses wichtigen katholisch-orthodoxen Dialoggremiums. In dieser Zeit wurden Dokumente erarbeitet über die Sakramente oder Mysterien der Kirche, über die Gemeinschaft der Heiligen und seit 2007 über das Kirchenjahr in der Tradition des Ostens und des Westens mit Texten zum Sonntag, zu Ostern, zu Weihnachten und zu weiteren Herrenfesten sowie solchen Festen, bei denen der Gottesmutter Maria, der Heiligen oder wichtiger Aspekte des christlichen Glaubens gedacht wird. Diese Texte zeigen, dass unsere Kirchen bei allen Unterschieden in der Sprache und in den Gestaltungsformen im Glauben tief miteinander verbunden sind. Dies für die Gläubigen aufzuschließen und so das ökumenische Miteinander auch vor Ort zu stärken, ist eine wesentliche Aufgabe der Gemeinsamen Kommission.

Unvergesslich bleibt mir, dass Metropolit Augoustinos schon 1999 bei meiner Bischofsweihe dabei war und 2005 auch bei meiner Amtseinführung als Ordinarius. Seit 2012 darf ich mit ihm gemeinsam den Vorsitz der Gemeinsamen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz

und der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland innehaben. Nachdem wir bereits zuvor in brüderlicher Weggefährtenschaft miteinander verbunden waren, hat sich seitdem unsere Zusammenarbeit noch weiter intensiviert. Bei den Sitzungen erlebe ich Metropolit Augoustinos stets als einen aufmerksam zuhörenden und offenen Gesprächspartner, der tief im Glauben und in der Tradition seiner Kirche verwurzelt ist und aus dieser Gewissheit heraus eine große innere Freiheit besitzt, sich dem Anderen zu öffnen und ihm mit Respekt und Wertschätzung zu begegnen. Durch seine verbindliche und verbindende Art der Kommunikation gelingt es ihm auch hier, eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen, die für das ökumenische Miteinander von unschätzbarem Wert ist.

In seinem Wort des Dankes bei der Verleihung des Ökumenepreises hat Metropolit Augoustinos – im spielerischen Umgang mit der Doppeldeutigkeit des Wortes „Preis“ – über den Preis der Ökumene gesprochen, den es zu zahlen gilt. An erster Stelle nannte er „das Verlassen jener ‚splendid isolation‘, in der wir alle uns jahrhundertlang wohlfühlt haben“, „das Aufgeben der behaglichen Nestwärme, um sich den rauen Wind der interkonfessionellen Realität um die Ohren wehen zu lassen“. Diese herausfordernde Erfahrung macht wohl jeder, der sich auf die Ökumene einlässt. Ich hoffe aber, dass der mit dieser Tagung Geehrte neben den rauen Seiten der Ökumene bei seinen ökumenischen Partnern umgekehrt auch neue Nestwärme erfahren hat, die das Miteinander von Christen unterschiedlicher Kirchen und Konfessionen zu schenken vermag. Ich darf von meiner Seite sagen, dass Metropolit Augoustinos in der katholischen Kirche hohe Anerkennung und Wertschätzung genießt und dass in unser beider Zusammenarbeit über die Jahre eine freundschaftliche Verbundenheit zwischen uns gewachsen ist. Gewiss hat Metropolit Augoustinos auch diese erfreuliche Seite der Ökumene erlebt. Denn, so sagt er selbst, die Zeit, die er in die Ökumene investiert hat, war für ihn „keine verlorene Zeit, es war vielmehr eine geschenkte Zeit“. Mögen ihm die notwendige Gesundheit und die erforderliche Kraft gegeben sein, viele weitere Jahre segensreich als Hirte für die Gläubigen seiner Kirche und als mutiger Brückenbauer zwischen den Kirchen zu wirken.

Möge auch die heutige Tagung dazu beitragen, Brücken zwischen Ost und West zu bauen. Dazu nochmals alles Gute und Gottes Segen!

Willis Weihnachten

Wie der Hund von Bischof Gerhard Feige die Festtage verbringt.

Von Karin Wollschläger (KNA) am 2. Dezember 2021

Willi hat drei Kumpel: Kalle, Kinski und Gerhard. Letzterer ist für Willi einfach nur "Herrchen", für alle anderen der katholische Bischof von Magdeburg. Was der an Weihnachten macht, weiß man. Aber was macht sein Hund?

Willis allerbesten Freund ist Kalle. Die beiden lernten sich vor drei Jahren unterm Weihnachtsbaum des Magdeburger Bischofs Gerhard Feige kennen. Bei dem war der junge Cocker Spaniel Willi ein paar Monate zuvor eingezogen. Und Kalle, ein plüschiges Nilpferd-Kissen, war Willis erstes Weihnachtsgeschenk. Seitdem sind die beiden unzertrennlich. Wiewohl ganz unterschiedlich im Temperament: Während Kalle naturgemäß nur chillig herumliegt, ist Willi ein wuselig-quirliges Energiebündel.

Kaum zu glauben, dass dieses schwarz-braune Fellknäuel sowohl vorm behangenen Tannenbaum als auch vor der filigran geschnitzten Krippe brav Halt macht. Doch Haushälterin Petra Schwerin beteuert glaubhaft, dass Willi noch nie etwas angeknabbert habe und ein ausgesprochen pflegeleichter Hund sei. Durch sie kam der Bischof überhaupt erst auf den Hund, denn Schwerin zog mit einem Münsterländer - Felix - bei ihm ein. "Ich hatte mir eigentlich nicht vorstellen können, mit einem



Hund in einem Haushalt zu leben", erinnert sich Feige. "Aber ich hab gesagt: Uns gibt's nur im Doppelpack!", erklärt die Haushälterin, wie es dennoch dazu kam.

Felix beschenkte Bischof Feige

übrigens später einen ganzseitigen Artikel in der Bild-Zeitung mit der Überschrift: "Bischof bei Hasenjagd schwer gestürzt - Exzellenz rannte Jagdhund hinterher. Jetzt ist seine Schulter gebrochen." Aber das ist eine andere Geschichte. Nur soviel: Es war nicht Felix' Schuld, sondern die vom Herrchen, und die Sache hat beide sehr zusammengeschweißt.



"Ich habe gelernt, dass ein Hund das Leben strukturieren kann und Sozialkontakte bestimmt fördert", berichtet Feige. "Das ist ein guter Ansporn gerade auch für ältere Leute, die sich sonst vielleicht gehen lassen und kaum noch vor die Tür gehen würden." Petra Schwerin weiß das direkt von einem hochbetagten Ehepaar in der Nachbarschaft zu berichten, das man seit dem Tod von deren Hund gar nicht mehr sehe. Durchs Spazierengehen mit Willi kennt Bischof Feige nicht nur die Namen sämtlicher Hunde der Gegend, sondern kommt auch regelmäßig mit Menschen ins Plaudern, die ganz fern des katholisch-bürgerlichen Dunstkreises sind. Etwa mit dem üppig tätowierten Herrchen von Kinski, dem Basset-Hund und dicken Kumpel von Willi. "Ich profitiere von Willi. Keine Ahnung, ob ich ohne ihn so viele Menschen hier kennen würde", sagt Feige.

Während Gerhard Feige einer von nur noch drei aus Ostdeutschland stammenden amtierenden Bischöfen ist, ist Willi ein Wessi. "Ich bin durchaus für westdeutsche Einflüsse offen", hebt Feige hervor - und lacht. Denn er ist auch bekannt als einer, der Einspruch erhebt, wenn in Debatten mal wieder die ostdeutsche Perspektive übersehen, vergessen oder verzerrt dargestellt wird.

Und wie kam Willi zu seinem Namen? "Also eigentlich heißt er Captain Jack vom Eichsfeld, das ist sein Zuchtnamen", erläutert der Bischof. "Aber wir wollten einen lustigen Namen." Wenn Willi ausnahmsweise mal 80

Mist macht und übers Ziel hinausschießt, wird aus ihm "Wilhelm". "Und wenn's ganz ernst wird, sagen wir: Wilhelm Feige", so die Haushälterin. "Wilhelm Schwerin-Feige!", korrigiert Feige. "Also, ich sag nur Wilhelm Feige", korrigiert Haushälterin Schwerin.

Zurück zu Willi und Kalle. Die beiden verbindet auch ein Advents-Mysterium. Zumindest ist es für Willi ein Mysterium. Denn kaum brennt das erste Lichtlein auf dem Adventskranz, verschwindet Kalle alljährlich spurlos. Willi ist das unerklärlich. Es ist eine Zeit des Wartens. Sehr katholisch also. Bis zum Wunder der Weihnacht: Wenn Kalle plötzlich an Heiligabend wieder unterm Tannenbaum liegt, umweht von einem frischen Waschmittelduft ...

Für Willi ist das Jahr um Jahr die größte Weihnachtsfreude. Direkt gefolgt vom Weihnachtsknochen mit roter Schleife, den es von "Tante Susanne" - alias der bischöflichen Pressesprecherin - gibt. Viel mehr an Geschenken bekommt er aber auch nicht. "Er ist schließlich ein Hund, und das soll er auch bleiben", betont Petra Schwerin.

Nach Bescherung und Fest(fr)essen trennen sich dann die Wege: Während der Bischof und seine im Cathedralchor singende Haushälterin auf Stunden in der Kirche zu tun haben, geht Willi zu seiner "Oma Michaelis". Die ist 83, alleinstehend, und freut sich immer riesig, mit Willi den Heiligabend verbringen zu dürfen. Gegen Mitternacht kommen dann Herrchen und Frauchen wieder dazu, man stößt mit Sekt an - und Weihnachten ist perfekt.



Vom Sinn im Leben

Predigt zur Christnacht 2021

Unterschiedliche Antworten

Liebe Schwestern und Brüder, „Was gibt Ihrem Leben Sinn?“ Bei einer Umfrage haben vor kurzem 3.200 Menschen darauf geantwortet. Das Ergebnis ist in der Novemberausgabe der Zeitschrift *Christ & Welt* zu finden. Während „Religion“ dabei mit 14,8 % nur auf dem neunten von zehn Plätzen liegt, lediglich noch gefolgt vom „Geld“ mit 12,5 %, ist es für über 73 % der Befragten – und damit auf Platz eins – die Familie, die ihrem Leben Sinn gibt; fast 67 % finden den Sinn in der Liebe und für etwa 66 % sind es die Freunde. Unklar ist freilich, wie die Fragen gestellt wurden; damit kann man ja schon Antworten beeinflussen. Unklar ist zudem, was da unter „Religion“ verstanden wurde: etwas Isolierbares und Ausschließliches oder etwas Hintergründiges und Umfassendes. Auf jeden Fall spiegelt sich auch in diesen Ergebnissen wider: Sinn erfahren wir Menschen, wenn wir über unseren eigenen Horizont hinaus leben und uns etwas oder jemandem außerhalb unserer selbst hingeben. Die Kontakte zu anderen Menschen sind dabei von großer Bedeutung. Oft wird uns das im Alltag gar nicht so sehr bewusst. Manche Beziehungen fühlen sich da ganz selbstverständlich an. Erst wo sie fehlen, merken wir die Lücke. Wo jemand aber das Gefühl hat, über sich selbst hinaus keine Berührungspunkte und auch keine Wirkung zu haben, verspüren er oder sie eine tiefe Einsamkeit und oftmals auch eine Sinnleere und Sinnlosigkeit. Nicht nur an Weihnachten ist das wahrnehmbar. Aber in dieser Zeit – und gerade jetzt zum zweiten Mal wieder unter Corona-



Weihnachtskrippe in der Kathedrale St. Sebastian

Bedingungen – werden wir als Gesellschaft besonders nachdrücklich auf solche Menschen aufmerksam gemacht, die darunter leiden, irgendwo am Rande oder im Abseits leben zu müssen.

Sinn geben können beispielsweise auch – wie die Umfrage weiterhin aufzeigt – Arbeit, Kultur oder soziales Engagement. Auch solche „schöpferischen Werte“ (Viktor E. Frankl) – etwas Geistvolles und Erbauendes zu schaffen oder zu bewirken – können erfüllend sein. Wie sinnlos dagegen erscheint das eigene Leben, wenn wir das Gefühl haben, nichts wirklich tun zu können und nicht gebraucht zu werden.

Auch wenn die Umfrage sicherlich nicht der Weisheit letzter Schluss ist, gibt sie uns einen Einblick in das Wesen des Menschen. Die Antworten machen nämlich deutlich, dass der Mensch immer schon auf etwas ausgerichtet ist, das nicht wieder er selbst ist (Viktor E. Frankl). Sinn stellt sich für uns ein, wenn wir nicht nur um uns selber kreisen, sondern über uns hinausgehen, uns also einer Sache oder einem Ziel widmen, das jenseits von uns selbst ist. Und kann sich – so wage ich zu fragen – bei solchen Erfahrungen nicht noch ein weiterer Horizont auftun, kann dabei nicht auch etwas Göttliches zum Leuchten kommen, das noch mehr verheißt als nur irdische Erfüllung und das auch dann noch trägt, wenn menschliche Beziehungen immer weniger oder brüchiger werden und man nicht mehr vermag, noch irgendwie erfolgreich zu sein?

Biblische Erfahrungen

Im Evangelium dieser Christnacht hören wir auch von Menschen, die Sinn in ihrem Leben erfahren. Da sind zunächst Josef und Maria. Sie werden in dieser Nacht Eltern eines Kindes. Viele Eltern erleben das als einen Moment, in dem sich ein neuer Sinn eröffnet. Wenn sie das Kind – ihre Tochter oder ihren Sohn – zum ersten Mal in den Armen halten, verändert sich etwas in ihrem Leben, bekommt es eine Bedeutung, die über sie selbst hinausgeht. So wird es auch Josef und Maria ergangen sein, aber nicht nur ihnen.

Wir hören nämlich auch, dass Hirten, die nicht weit entfernt von der Krippe auf dem Feld liegen und Nachtwache bei ihrer Herde halten, aufmerksam werden. Vielleicht sind gerade die Hirten für die Bedeutung dessen empfänglich, was in dieser Nacht geschehen ist, weil sie in all

ihrer Tun nicht um sich selbst kreisen, sondern ihr Leben in Sorge um ihre Herde auf etwas außerhalb ihrer selbst richten. Damit sind sie offen für die Welt, die um sie herum ist. Und so geschieht es auch, dass sie bei ihrem alltäglichen Tun mit der Botschaft der Geburt Jesu in Kontakt kommen, gewissermaßen nebenbei und nicht, weil sie danach gesucht haben.

Für den Evangelisten Lukas sind es zudem die Hirten, die ihm ermöglichen, eine Verbindung von Jesus zu David aufzuzeigen. David selbst war ein Hirte. Er wurde von der Herde weggerufen und zum König des Volkes Israel bestimmt (1Sam 16,19). Und nun sind es die Hirten, die den Gottessohn als erste schauen. Damit wird die Bedeutung des Kindes in der Krippe auf alle, die zu Israel gehören, geweitet. So sagt es auch der Engel: „Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteilwerden soll.“ (Lk 2,10)

Und auch dabei bleibt es noch nicht stehen. Die Erzählung von den Weisen aus dem Morgenland macht darüber hinaus deutlich, dass die Offenbarung Gottes in Jesus Christus sogar einen Sinn für die ganze Welt hat.

Und schließlich ist noch etwas ganz wichtig. Der Evangelist Lukas setzt mit den Hirten bei den Armen der damaligen Gesellschaft an. Der Sinn, der sich mit der Geburt Jesu auftut, ist also nicht den Reichen



vorbehalten. Auch den Randexistenzen – vielleicht sogar zuerst ihnen – wird die Möglichkeit geschenkt, Sinn zu erfahren. Immer wieder macht der Evangelist die gesellschaftliche Spannung zwischen Armen und Reichen sichtbar. Und er wird nicht müde, aufzuzeigen, dass der Reichtum den Menschen oftmals daran hindern kann, den Sinn im Leben zu finden. Eindringlich fragt er daher auch (Lk 9,25): „Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sich selbst verliert und Schaden nimmt?“

Heutige Möglichkeiten

Liebe Schwestern und Brüder, mit dem Blick zurück auf das Jahr 2021 fällt es irgendwie schwer, vom Sinn zu sprechen. Was ist in diesem Jahr nicht alles passiert, was uns völlig sinnlos vorkommt und uns an einem Sinn zweifeln lassen kann: die unvorstellbare Machtergreifung der Taliban in Afghanistan und die sich daraus ergebende Krise für die dortige Bevölkerung, die Flutkatastrophen in unserem eigenen Land und in anderen Regionen dieser Welt, Waldbrände, Wirbelstürme, die nicht abklingende Corona-Pandemie und die damit verbundenen gewalttätigen Demonstrationen bis hin zu Morddrohungen, die Bilder menschenunwürdiger Verhältnisse an den Grenzen Europas wie zwischen Belarusland und Polen oder im Mittelmeer und nun die drohende Eskalation im Blick auf die Ukraine.

In das alles hinein feiern wir Weihnachten, wird auch uns wie den Hirten zugesagt: „Fürchtet euch nicht, [...] ich verkünde euch eine große Freude.“ Auch uns will sich eine Botschaft kundtun, die uns zu einer Erfahrung vom Sinn im Leben werden soll.

Wenn wir heute Nacht nach Hause gehen oder den Livestream abschalten, auch wenn morgen ein neuer Tag beginnt, werden wir wahrscheinlich feststellen, dass nicht alles völlig anders ist, sondern das meiste erst einmal so bleibt, wie es war. Die gesellschaftliche Ordnung und die Welt um uns herum verändern sich nicht mit einem Schlag. Aber vielleicht hat diese Nacht und ihre Botschaft die Kraft, unseren Blick von uns weg auf die Menschen und die Geschehnisse in dieser Welt zu lenken. Vielleicht lässt sie uns dadurch einen Sinn für unser Leben erfahren, an dem wir andere Menschen teilnehmen lassen wollen, wie es auch von den Hirten heißt: „Als sie es sahen, erzählten sie von dem Wort,

das ihnen über dieses Kind gesagt worden war. Und alle, die es hörten, staunten über das, was ihnen von den Hirten erzählt wurde.“ (Lk 2, 17f.)

Und vielleicht bewegt Sie auch noch weiterhin die Frage: „Was gibt Ihrem Leben Sinn?“ Mögen Sie ermutigende und tröstliche Antworten finden, in Ihren Beziehungen und Vorhaben, in Ihrer Umgebung und im Blick in die Ferne, im Diesseits und in der Hoffnung auf Vollendung bei Gott.

Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen in aller Unvollkommenheit dieser Welt ein gnadenreiches Weihnachtsfest, die Erfahrung menschlicher Zuwendung und göttlicher Nähe. Mögen Sie auch selbst mit dazu beitragen, dass andere glücklicher werden! „Gott wurde Mensch – werden wir es auch!“



An was für einen Gott glauben Sie eigentlich?

Predigt zum 1. Weihnachtsfeiertag 2021

„An was für einen Gott glauben Sie eigentlich?“ So bin ich einmal gleich am Anfang einer Gesprächsrunde mit emeritierten Professoren aus Bereichen der Naturwissenschaften, der Technik und der Medizin gefragt worden. Da musste ich existentiell „Farbe bekennen“ und konnte nicht „um den heißen Brei herumreden“. Wenn uns Christinnen und Christen heute zu Weihnachten jemand so fragen würde, wäre unsere Antwort sicher: Wir glauben an einen Gott, der um unseretwillen Mensch geworden ist. Das Lukasevangelium, aus dem in der Heiligen Nacht zu hören war, spricht dabei vom Retter, dem Christus und Herrn. Gestärkt durch diese Botschaft könnten wir heute also als richtiger „Gottprotz“ auftreten. So hat einmal der Naturwissenschaftler, Philosoph und Schriftsteller Elias Canetti (in: Der Ohrenzeuge) einen Menschen charakterisiert, dem nach eigener Aussage immer alles klar sei. Auf jede Frage finde der „Gottprotz“ eine klare Antwort in der Bibel – dem „Buch der Bücher“. Ein „Gottprotz“ habe keine Zweifel.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber beim Hören des heutigen Evangeliums (Joh 1,1-18) kann ich für mich nicht behaupten, dass alles klar ist. Stattdessen klingt es sehr theoretisch und geheimnisvoll, kaum erfahrbar oder unter die Haut gehend. Dabei ist es aber gerade das Anliegen des sogenannten Johannesprologs, Antwort darauf zu geben, wer Jesus ist, wie er und Gott zueinanderstehen und was das für uns Menschen und die ganze Welt bedeutet.

Offensichtlich ist es gar nicht so einfach, in verständliche Worte zu fassen, an was für einen Gott wir eigentlich glauben und was das ganz persönlich bedeutet. Theologinnen und Theologen – also Wissenschaftler, die versuchen, Glauben und Vernunft in ein rechtes Verhältnis zu setzen – haben dafür so manche Formel oder Floskel parat: Er ist der Schöpfer, die Liebe, der Vater, der ewig Eine. Aber ist das schon eine zufriedenstellende Antwort? Können wir damit jemanden, der uns danach fragt, einen Zugang zu Gott eröffnen und etwas von unserer eigenen Überzeugung mitteilen?



Kathedralchor mit Orchester der Magdeburger Philharmonie und Solistinnen und Solisten

Als Christinnen und Christen sind wir davon überzeugt, dass Gott zugänglich, dass er erfahrbar und deshalb auch benennbar ist. „Doch der Glaubende muss diesen Zugang erst entdecken.“ (Knut Backhaus). Eine Möglichkeit wäre, sich auf das einzulassen, was uns die biblische Überlieferung zumutet.

Gleich zu Beginn des Hebräerbriefes – wir haben es in der Lesung gehört (Hebr 1,1-6) – konfrontiert uns der Verfasser mit dem Hinweis, dass Gott sich den Menschen geoffenbart hat: „Vielfältig und auf vielerlei Weise hat Gott einst zu den Vätern gesprochen und durch die Propheten; am Ende dieser Tage hat er zu uns gesprochen durch den Sohn“. Die Offenbarung Gottes ist also – wie daraus hervorgeht – kein Alleinstellungsmerkmal des christlichen Glaubens. Schon dem jüdischen Volk hat sich Gott geoffenbart. Dass er aber dann in Jesus von Nazareth Gestalt angenommen hat, führt noch darüber hinaus. Von Geburt an wuchs dieser in der jüdischen Tradition auf, kannte deren heilige Schriften und Bräuche und sah sich zunächst nur zum Volk Israel gesandt. Ohne diese Verwurzelung und diesen Kontext wäre überhaupt nicht zu verstehen, was Kirche ist und worum es ihr geht. Auch wenn ihr Weg sich später von dem des alten Volkes Israel trennte und Christen sich in den vergangenen Jahrhunderten gegenüber den Juden in schrecklicher Weise mit schuldig gemacht haben, gehört die jüdische Religion doch nach wie vor zu ihrem Inneren, sind die Juden

sogar – wie Papst Johannes Paul II. es ausgedrückt hat – „unsere bevorzugten“, ja „unsere älteren Brüder“. Angesichts dessen, aber vor allem auch um der Würde und Religionsfreiheit eines jeden Menschen willen, ist es nicht hinnehmbar, wenn heutzutage in unserer Gesellschaft wieder antisemitische Tendenzen um sich greifen. Dem ist entschieden entgegenzutreten.

Was Offenbarung meint, können wir von unserem alltäglichen Sprachgebrauch ableiten: Wir sprechen davon, dass uns jemand etwas von sich offenbart hat, wenn diese Person eine bisher unbekannte Seite zeigt, die Maske fallen lässt, oder von einem bisher verborgenen Geheimnis erzählt. Damit kann sich die Möglichkeit eines tieferen Kennenlernens der anderen Person eröffnen. Gleichzeitig liefert sich diese Person aber auch aus, macht sich angreifbar und verletzbar. Wenn wir an Weihnachten feiern, dass Gott Mensch geworden ist, und an seine Selbstmitteilung in Jesus Christus erinnern, wollen wir genau das ausdrücken: Gott lässt vor uns seine Maske fallen, öffnet uns den Weg zu ihm, damit wir ihn immer besser kennenlernen und ihm begegnen können. Das tut er, indem er – wie es im Hebräerbrief heißt – zu den Menschen spricht. Er, der eigentlich absolut Verborgene und gänzlich Unbegreifbare, bleibt nicht stumm und schweigsam.

Und trotzdem gilt, was Johannes am Ende des heutigen Textes sagt (Joh 1,18): „Niemand hat Gott je gesehen.“ Auch wenn es sicherlich Menschen gibt, die der festen Überzeugung sind, Gott ganz und gar zu kennen, und deshalb fast schon mit einer unverrückbaren Autorität kundtun, was Gott will und was nicht, wie Gott ist und wie nicht, bleibt er doch letztlich ein Geheimnis, das sich uns immer wieder entzieht. In diesem Sinne lässt sich selbst der Prolog des Johannesevangeliums nur als ein Versuch verstehen, sich heranzutasten, zu umschreiben, zu deuten.

Auch auf dem Weg der Philosophie hat man sich vielfältig bemüht, denkerisch an Gott heranzukommen und aufzuzeigen, dass es nicht unvernünftig sein muss, an ihn zu glauben. Dabei gelangt man aber höchstens zur Erkenntnis eines Unbedingten und Absoluten, das man jedoch nicht mit einem persönlichen Namen, sondern nur mit abstrakten Begriffen benennen kann. Zu einem solchen Gott jedoch kann man nicht beten.

Und doch gibt es die Erfahrung, die der Jesuit Alfred Delp mit den Worten zum Ausdruck bringt: „Die Welt ist Gottes so voll. Aus allen Poren quillt er uns gleichsam entgegen.“ Deshalb ist die Welt und sind die Erfahrungen, die wir in ihr machen, neben der biblischen Offenbarung ein weiterer Zugang zu Gott. Wie es auch der Anfang aller Philosophie ist, beginnt dieser Weg zu Gott mit dem Staunen und Fragen: Wieso bin ich überhaupt? Und wieso bin ich, wie ich bin? Wieso sind die Dinge in der Welt, wie sie sind? Wo komme ich her und was passiert nach dem Tod? Manchmal sind es diese Fragen an bestimmten Punkten des Lebens, die auch zur Frage nach Gott führen können. Und vielleicht sind es auch das Staunen über die Schönheit der Natur, die Kraft der Musik oder die Güte mancher Menschen, das die Frage nach dem Ursprung von alledem aufwirft.

Solche Erfahrungen lassen uns Menschen ahnen, dass da mehr ist. Sie rufen in uns einen Drang hervor, über die Welt hinauszugehen und weiter zu fragen. Somit können die Erfahrungen, die wir in der Welt machen, durchaus zu Hinweisen auf Gott werden.

„Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Diese Frage, die der Frage danach, an was für einen Gott wir glauben, ähnelt, stellt Jesus auch seinen Jüngern. Nicht nur an Weihnachten könnten wir im Blick auf unsere Mitmenschen darauf antworten: Durch Jesus Christus, sein Leben und seine Verkündigung, erfahren wir, wer Gott ist. Und er ruft uns dazu



auf, diesen Gott zu lieben „mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit allen Gedanken und aller Kraft“ (Mk 12,30), und seinen Nächsten wie sich selbst. Und er zeigt uns, dass Gott für uns ein persönliches „Du“ geworden ist, dass wir „Abba“, „lieber Vater“ zu ihm sagen dürfen. Wer sein Leben an ihm ausrichtet, gewinnt einen neuen Blick auf das Ganze der Wirklichkeit. Wer sich auf dieses Wort verlässt, erfährt sich als Sohn oder Tochter Gottes, als sein geliebtes Ebenbild, als liebender Mensch.



Das ist – liebe Schwestern und Brüder – die Botschaft von Weihnachten: Gott ist anders als gedacht, ein unendliches Geheimnis und uns doch zutiefst zugetan. „Ich werde geliebt, also bin ich“, könnte eine beglückende Weihnachtserfahrung und -erkenntnis sein: nicht nur eventuell und zeitweise durch einzelne Menschen, sondern sogar und dauerhaft durch Gott. In diesem Sinn wünsche ich uns allen ein zu Herzen gehendes und hoffnungsvolles Fest.

Erzählen – Hören – Staunen – Erwägen

Predigt am Neujahrstag 2022

Liebe Schwestern und Brüder, wie ein Brennglas hat die Corona-Pandemie deutlich hervortreten lassen, was schon lange zu beobachten ist: Vieles scheint aus dem Gleichgewicht geraten zu sein – nicht nur in der Natur, sondern auch in der Politik und im gesellschaftlichen Miteinander, selbst unter Christen. Oftmals scheint es an Maß und Mitte zu fehlen, ringt man nicht mehr sachlich um das bessere Argument und eine verantwortungsbewusste Lösung, sondern versucht eher, sich krampfhaft zu behaupten und den anderen verächtlich zu machen. Dabei ist nicht unbedingt der Bildungsstand entscheidend. Vielmehr sind es Grundhaltungen, die dabei zum Ausdruck kommen: Ängste und Befürchtungen, Prägungen und Erfahrungen, Vorurteile und Misstrauen. Wissenschaftliche Erkenntnisse und medizinische Fakten werden ignoriert oder angezweifelt; stattdessen machen manche Falschmeldungen und Verschwörungsfantasien die Runde, wird polemisiert und polarisiert, begegnet man Hetze und Hass. Dabei bringt die Frage nach der Impfung das Fass seit Wochen fast zum Überlaufen. Der Ton wird rauer, die Aggressivität wächst, und mancherorts schlägt der Protest in Gewalt um; sogar Morddrohungen gehören dazu. Und wenn man dann noch an die Grenzen Europas oder in andere Krisen- und Konfliktzonen der Welt schaut, wird einem angesichts der zahllosen Unmenschlichkeiten immer schlechter. Insgesamt scheint die Situation irgendwie festgefahren zu sein, und ich frage mich, wie wir da wieder herauskommen.

Vielleicht bietet uns das heutige Evangelium (Lk 2,16-21) dazu einige bedenkenswerte Anregungen. Ausgangspunkt ist darin die Geburt des Gottessohnes, deren Bedeutung sich kaum unmittelbar erschließt und auf den ersten Blick sogar erst einmal skeptisch hinterfragt werden kann. Wie aber reagieren die verschiedenen Akteure auf dieses ungeheuerliche Ereignis? Sie erzählen, hören, staunen und erwägen. Darin spiegeln sich Haltungen wider, die – so meine ich – die Grundlage für echte Begegnungen sein und einen Ausweg aus den gegenwärtig festgefahrenen Polarisierungen eröffnen können.

Auch wir hören gerade von vielen Erzählungen: über Menschen, die

Zuflucht in unserem Land oder andernorts in Europa suchen, über die Auswirkungen der Klimakrise oder die Gefahren, die vom Corona-Virus ausgehen. Dabei sind die Sicht- und Darstellungsweisen vielfältig und teils gegensätzlich. Wir Menschen erzählen von dem, wovon wir überzeugt sind oder woran wir glauben. Wir lesen, recherchieren und bilden uns eine Meinung. Das ist gut und wichtig. Darüber hinaus ist es aber auch hilfreich und notwendig, sich mit anderen Menschen auszutauschen – auch Ansichten zur Kenntnis zu nehmen, die uns eher herausfordern als bestätigen. Nur im Wettbewerb der Ideen kommen wir der Erkenntnis und dem Verständnis der Wirklichkeit näher. Dazu brauchen wir auch die Bilder in den Medien, die uns von Geschehnissen in der Welt erzählen und uns deutlich machen, dass diese Themen auch unsere Themen sind, selbst wenn sie unseren Alltag nicht direkt berühren. Die Frage ist also, wie wir mit den Erzählungen umgehen. Setzen wir sie so sehr absolut, dass daneben keine anderen Erzählungen bestehen können? Messen wir sie an den Regeln der Logik und Vernunft oder folgen wir eher irrationalen und abergläubischen Deutungen, die niemand wirklich überprüfen kann?

Um zu verhindern, dass aus den verschiedenen Erzählungen absolut unvereinbare Positionen werden, die sich letztlich auf der einen Seite nur mit Gesetzen und auf der anderen Seite durch Gewaltausbrüche Aufmerksamkeit verschaffen, kann uns die Haltung des Hörens bzw. Zuhörens hilfreich sein. Sind wir bereit – so müssen wir uns selbst fragen



– auch die Erzählungen der Anderen zu hören? Das setzt allerdings die Haltung des Staunens voraus. Man könnte es auch mit Offenheit wiedergeben: eine Offenheit gegenüber der Tatsache oder Möglichkeit, dass meine Überzeugung auch von eigenen Interessen geleitet sein kann und nicht unbedingt die ganze Wahrheit ist. Wenngleich nicht alle Meinungen geteilt oder akzeptiert werden müssen und können, braucht es für einen gelingenden Dialog jedoch zumindest die Offenheit der Auseinandersetzung und die Bereitschaft, die andere Seite zu hören und ernst zu nehmen.

Wer die gegenwärtigen Auseinandersetzungen zur Klimakrise oder zur Corona-Pandemie verfolgt, wird feststellen, dass es auch dort unterschiedliche Auffassungen gibt. Die Wirklichkeit ist jedoch sowohl komplex als auch kompliziert und nicht einfach mit Schwarz-weiß-Antworten darstellbar. Das kann auch frustrierend sein. Sicherlich werden Sie, liebe Schwestern und Brüder, sich in den letzten Monaten und Wochen auch immer wieder gefragt haben, welcher Stimme man denn nun folgen soll. Wer hat Recht, wer liefert die gesicherten Daten? Welche Bilder sind vertrauenswürdig und welche Erzählung frei von persönlichen Überzeugungen und eigenen Vorurteilen? Die Haltung des Erwägens, die in der Person Marias begegnet, kann da ein gutes Hilfsmittel sein. Erwägen, das meint überlegen, prüfen, durchdenken, vielleicht auch, erst einmal abwarten, aber dann nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden, „im Bewusstsein der Verantwortung vor Gott und den Menschen“.

Liebe Schwestern und Brüder, wir erleben gerade eine Zeit, die uns einiges abverlangt, die uns auch vielfach überfordert und müde werden lässt. Auch das neue Jahr wird uns darin einiges zumuten. Da ist es angesichts der drängenden Probleme weiterhin nötig, um geistvolle Antworten und brauchbare Lösungen zu ringen. Vor allem braucht es ein Bewusstsein dafür, dass es nicht zuerst darum geht, wer Recht oder Unrecht hat, sondern um Menschen und ein menschenwürdiges Leben. Wen das Leid der Menschen an den Grenzen und auf dem Mittelmeer unberührt lässt, wer Menschen aufgrund der Herkunft aus einem anderen Land oder der Zugehörigkeit zu einer anderen Religion ausgrenzt und ihnen mit Gewalt begegnet, wer die eigene Überzeugung mit Hass und Morddrohungen durchsetzen will, setzt nicht nur deren, sondern auch seine eigene Menschenwürde aufs Spiel.

Um aus den Konfliktsituationen unserer gegenwärtigen Zeit herauszukommen und die Krisen, die uns herausfordern, zu bewältigen, brauchen wir echte Begegnungen, das soll heißen: Begegnungen auf Augenhöhe, Begegnungen, bei denen wir von uns selbst erzählen und offen für die Erzählungen unseres Gegenübers sind, bei denen wir die Argumente erwägen, ohne sie vorschnell zu verurteilen. Seien wir also offen füreinander, haben wir Geduld miteinander und seien wir bereit, einander zuzuhören und voneinander zu lernen. Und sicher täte es uns auch gut, immer wieder einmal wie der heilige Franz von Assisi zu beten:

„Herr, mache mich zu einem Werkzeug deines Friedens,
dass ich liebe, wo man hasst;
dass ich verzeihe, wo man beleidigt;
dass ich verbinde, wo Streit ist;
dass ich die Wahrheit sage, wo Irrtum ist;
dass ich Glauben bringe, wo der Zweifel droht;
dass ich Hoffnung wecke, wo Verzweiflung quält;
dass ich Licht entzünde, wo Finsternis regiert;
dass ich Freude bringe, wo der Kummer wohnt.
Herr, lass mich trachten,
nicht, dass ich getröstet werde, sondern dass ich tröste;
nicht, dass ich verstanden werde, sondern dass ich verstehe;
nicht, dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe.
Denn wer sich hingibt, der empfängt;
wer sich selbst vergisst, der findet;
wer verzeiht, dem wird verziehen;
und wer stirbt, der erwacht zum ewigen Leben.“



„Religion, ja – Gott, nein.“

Predigt zu Epiphanie 2022

„Religion, ja – Gott, nein“, so beschreibt der Theologe Johann Baptist Metz schon vor 22 Jahren die zunehmende Haltung in einer pluralistischen Gesellschaft. Sonderbar! Kann man religiös sein, ohne an einen Gott zu glauben? In unserer modernen Welt scheint sich so etwas inzwischen durchaus zu entwickeln. Damit aber bleibt das Thema „Religion“ nach wie vor eine aktuelle Herausforderung.

Als sich bei der Bundestagswahl im September abzeichnete, dass bei der nächsten Regierungsbildung keine christdemokratische Partei mehr beteiligt sein wird, stand die Frage im Raum, was das künftig für die Religionsgemeinschaften zu bedeuten habe. Wie sich das Verhältnis von Staat und Kirchen bzw. Religionsgemeinschaften demnächst entwickeln wird, muss sich mit Blick auf manches sensible Thema erst noch zeigen. Grundsätzlich betonen die Regierungsparteien in ihrem Koalitionsvertrag aber die Bedeutung von Kirchen und Religionsgemeinschaften „für das Zusammenleben und die Wertevermittlung in der Gesellschaft“ und formulieren darüber hinaus eine Wertschätzung für ihr Wirken. Ein solches generell positives und kooperatives Verhältnis zwischen Kirche und Staat ist keine Selbstverständlichkeit. Darum können wir uns in Deutschland glücklich schätzen, dass Religionsfreiheit als allgemeines Menschenrecht angesehen und auch von staatlicher Seite geschützt wird – unabhängig davon, ob jene, die die entscheidenden Posten innehaben, einer Kirche oder Religionsgemeinschaft angehören oder nicht. Besonders auch in dieser Zeit, in der Vergehen an Menschen aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit zunehmen, ist es von unschätzbarem Wert, dass die freie Ausübung des Glaubens in unserem Land ein Grundrecht darstellt.

Diese Meinung teilen aber nicht alle Menschen gleichermaßen. Immer wieder ist ja der Vorwurf zu hören, Religion sei Grund für Hass, Gewalt und Unterdrückung. Zweifellos ist das im Blick auf die Vergangenheit nicht gänzlich von der Hand zu weisen. Heutzutage aber gehört es zum Selbstverständnis des Christentums und auch anderer Religionen, danach zu streben, dass Menschen unterschiedlicher Überzeugungen und

Kulturen friedlich zusammenleben können. Das setzt Toleranz voraus. Damit ist jedoch nicht Gleichgültigkeit oder Relativismus gemeint, sondern ein gesundes Selbstbewusstsein verbunden mit Offenheit und Dialogbereitschaft.

Insofern sich Religionen also darum bemühen, stimmen sicher viele Menschen Johann Baptist Metz zu, wenn er sagt: „Religion, ja gerne“. Aber wie sieht es mit unserer Gesellschaft und in unserem täglichen Leben aus? „Wir leben“ – so erläutert er seine Behauptung etwas ausführlicher – „in einer Art religionsfreundlicher Gottlosigkeit, gewissermaßen in einem Zeitalter der Religion ohne Gott.“ Religionsfreundlich, aber gottlos – geht das überhaupt? Welches Verständnis von Religion setzt das voraus? Was ist dann gemeint, wenn wir von Religion sprechen? Auf jeden Fall ist es ein Begriff, der auf vielfältige Art und Weise verwendet wird. Nach Johann Baptist Metz ist ‚Unterbrechung‘ die wohl kürzeste Definition von Religion. Andere beschreiben Religion als ‚Weltabstand‘ (Henning Luther), ‚Letztgültiges‘ (Fritz Oser), ‚Kontingenzbewältigung‘ (Niklas Luhmann, Peter Berger) oder ‚das, was uns unbedingt angeht‘ (Paul Tillich). Hier kommt Gott zunächst auch nicht vor, zumindest nicht ausdrücklich. Es sind aber Versuche, mit Erfahrungen und Gegebenheiten des Lebens umzugehen, sich an etwas oder jemandem auszurichten, wovon man überzeugt ist, dass es dem Leben Sinn gibt. Es ist eine Haltung zum Alltag und zur Welt, die den Raum gibt, zu hinterfragen, und den Blick öffnet, tiefer und weiter zu schauen.



Sternsinger aus Magdeburg beim Gottesdienst zu Epiphanie

An den Sterndeutern, von denen wir im heutigen Evangelium (Mt 2,1-12) gehört haben, zeigt sich recht deutlich, was Unterbrechung und Weltabstand in Gang bringen können. Sie waren Forschende, Menschen, die nach Erkenntnis strebten, die die Wirklichkeit tiefer verstehen wollten. Dabei stießen sie offenbar auf ein Phänomen am Himmel, das sie neugierig machte und in Bewegung setzte. Vielleicht waren sie auch der Überzeugung, dass sie das Letztgültige, das, was sie unbedingt angeht, gefunden haben. So jedenfalls ließe sich erklären, warum sie das Wertvollste, was sie besaßen, dem Kind in der Krippe darbrachten, sich niederknieten und dem Kind huldigten.

Um sich auf die Suche nach der Wahrheit und einem wahrhaftigen Leben zu begeben, braucht es dabei nicht immer einen äußeren Anstoß wie den Stern. Eine Person, die Zeit ihres Lebens davon geprägt war, war Norbert von Xanten, der Gründer des Prämonstratenserordens und 13. Erzbischof von Magdeburg. Gerade endet in diesen Tagen das 900-jährige Jubiläum der Stiftung seines Ordens. Dazu gab es manche Ausstellungen und Festlichkeiten. An Weihnachten 1121 – so kann man lesen – legten die Männer und später auch Frauen, die nach dem Vorbild Noberts von Xanten leben wollten, vor Gott ein Versprechen ab. Damit war ein Anfang von historischer Bedeutung gesetzt – gewissermaßen eine weihnachtliche Geburt. Die Erzählung von der Suche Norberts passt deshalb recht gut in diese noch festliche Zeit.

Was Norbert bewegte, war eine innere Unruhe und die Suche nach der für ihn richtigen Lebensform. Seine Stellung am Kaiserhof und beim Erzbischof von Köln ermöglichte ihm ein sorgloses Leben mit einem guten Einkommen und manchen Freiheiten. Er fing jedoch an, an dieser Lebensart und -weise zu zweifeln. Seine Suche brachte ihn mit verschiedenen Formen geistlichen Lebens in Kontakt, die sich für ihn aber nicht als passend erwiesen. Zu Fuß und barfuß machte er sich auf den Weg, um mit den Menschen in Kontakt zu kommen und nach dem Vorbild Jesu zu leben. Nachdem Norbert in Prémontré seine eigene Gemeinschaft errichtet hatte, wurde er fünf Jahre später schließlich Erzbischof von Magdeburg. Für seine Prämonstratenser wählte er die Ordensregel des Heiligen Augustinus, von dem der Ausspruch überliefert ist: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir.“ Vielleicht war es diese Erfahrung, die Norbert von Xanten und auch die Sterndeuter bei ihrer Suche machen durften.

Liebe Schwestern und Brüder, das Fest der Erscheinung des Herrn lenkt unseren christlichen Blick auf die einzigartige und unüberbietbare Offenbarung Gottes in Jesus Christus, es weitet ihn aber auch über die Grenzen von Bethlehem hinaus für das Wirken Gottes in allen Völkern unserer Erde, innerhalb unserer Kirche und außerhalb, bei Christen und Nichtchristen, bei Suchenden und bei denen, die vielleicht gar nichts suchen. Haben wir den Mut, uns zur konkreten Menschwerdung Gottes in Jesus Christus zu bekennen, nicht arrogant und fanatisch, aber eindeutig und liebenswürdig. Erkennen wir und freuen wir uns darüber aber auch, dass Gott oftmals noch ganz andere Wege wählt, um Menschen zum Heil zu führen. Lassen wir dabei in der Unruhe unseres Herzens nicht nach, auch im eigenen Leben weiterhin den Stern zu suchen und ihm zu folgen. Und wer weiß, vielleicht werden wir dadurch selbst zu einem Stern, der anderen den Weg zur Krippe nach Bethlehem zeigt.



Sternsinger bei Aufnahmen für MDR-Sachsen-Anhalt

Verändert hat sich die Kirche nicht nur in Kleinigkeiten

Beitrag zum Buch von Schwester Philippa Rath
und Burkhard Hose (Hrsg.) „Frauen ins Amt!
Männer der Kirche solidarisieren sich.“ Verlag Herder, Freiburg 2022

Immer noch fehlen der katholischen Kirche an entscheidenden Stellen die Frauen, da sie bislang keine Möglichkeit haben, geweiht zu werden. Darüber gibt es neben manchen wissenschaftlichen Untersuchungen zum Teil äußerst kontroverse Meinungen, auch die schon mehrmals formulierte päpstliche Absage, zur Weihe von Frauen „nicht berechtigt zu sein“ bzw. dazu „keinerlei Vollmacht zu haben“. Begründet wird das mit der „Treue zum Vorbild des Herrn“, der zweitausendjährigen Tradition und der Notwendigkeit, männlich zu sein, um Christus repräsentieren zu können. Tatsächlich sind kirchengeschichtlich keine ausdrücklichen Priesterinnen nachzuweisen. Beim Diakonat für Frauen aber greifen diese Argumente nicht, da neutestamentliche und altkirchliche Anzeichen nahelegen, dass ein derartiges Amt zeitweise und in manchen Regionen durchaus existiert haben muss.

Deswegen oder trotzdem die Weihe von Frauen rigoros abzulehnen, überzeugt viele nicht mehr. Man kann – so sagt auch Papst Franziskus – die Lehre nicht bewahren, ohne ihre Entwicklung zuzulassen. Und verändert hat sich die Kirche nicht nur in Kleinigkeiten. Schließlich ist sie sowohl in ihrer äußeren Gestalt als auch in ihrer Theologie, ihrem Selbstverständnis und ihrer Verkündigung nicht zeit- und raumlos, sondern dialogisch inmitten der Weltgeschichte unterwegs und davon geprägt. Das aber bedeutet auch, das Evangelium immer wieder in die jeweiligen Verhältnisse zu übersetzen, bedeutet Inkulturation und Aggiornamento, Vergegenwärtigung im Hier und Heute.

Schon die Auseinandersetzung darüber, ob auch Heiden – also Nicht-Juden – Christen werden können, gehört dazu. Gleichzeitig verschwindet der Zwölferkreis als zunächst konstitutiv angesehener Repräsentant der zwölf Stämme Israels, obwohl er zuvor noch einmal beim Ausfall des Judas durch die Nachwahl des Matthias ergänzt worden war, sang- und klanglos aus der Geschichte. Und dann durchdringt das Evangelium das

ganze Römische Reich, überschreitet die Grenzen zu den Germanen und Slawen, erreicht Asien und Afrika und gelangt schließlich zu allen Völkern und Nationen. Dabei greift es auch nichtchristliche Vorstellungen und Gebräuche auf und drückt sich darin aus. In den letzten Jahrzehnten markiert besonders die Anerkennung der Religions- und Gewissensfreiheit sowie der Menschenrechte einen bedeutsamen Bruch mit den bisherigen Überzeugungen, ebenso der Eintritt in die ökumenische Bewegung und den interreligiösen Dialog oder jüngst die Verwerfung der Todesstrafe.

Könnte der Geist Gottes uns nicht auch zu weiteren Erkenntnissen führen? Im Französischen wird – worauf Yves Congar verweist – zwischen der „Tradition“ und den „traditiones“ unterschieden. Die groß geschriebene einzigartige Tradition ist – theologisch verstanden – die Treue zur unüberbietbaren Offenbarung Gottes in Jesus Christus durch den wechselvollen Lauf der Geschichte hindurch. Die klein geschriebenen Traditionen hingegen sind historisch und kulturell bedingte Formen, die dem Glauben im jeweiligen Kontext einen lebendigen Ausdruck verleihen, für die Nachwelt aber nicht unbedingt erforderlich bleiben müssen. In vielem spiegeln sie positiv wie negativ den Zeitgeist vergangener Epochen wider und sind damit veränderbar. Freilich darf das nicht nach Gutdünken geschehen. Verantwortungsbewusste Überlegungen und Entscheidungen sind gefragt.

Insofern fordern die grundsätzliche Gleichberechtigung der Frauen in modernen Gesellschaften und die Besinnung auf ihre ebenbürtigen Charismen uns als katholische Kirche heraus, dem auch in der Ämterfrage einen angemessenen Ausdruck zu verleihen. Das jedoch für eine weltweite Gemeinschaft angesichts der Ungleichzeitigkeit der kulturellen Entwicklungen und der gegensätzlichen Auffassungen in dieser Frage zu lösen, ist nicht leicht, muss aber entschieden angegangen werden. Vor einiger Zeit hätte ich das so noch nicht denken können. Inzwischen meine ich aber, dass es dabei weniger darauf ankommt, sich an der Vergangenheit oder gegenwärtigen Widerständen zu orientieren, als daran, was in unserer Zeit der Botschaft des Evangeliums entspricht, dem Heil der Menschen dient und dem Volk Gottes weiterhilft.

„Das Wort an die Gemeinde“

Interview mit Marlen Bunzel über eine zu DDR-Zeiten erschienene 18-bändige Predigtreihe für eine Tagung im März 2022

Bunzel: Haben Sie mit den Büchern „Das Wort an die Gemeinde“ gearbeitet?

Feige: Ja, nicht immer, aber oft, vor allem in den ersten Jahren meines priesterlichen Dienstes. Besonders gefallen hat mir die Dreiteilung der Beiträge in „Exegetische Textbesprechung“, „Meditation“ und „Gedanken zur Predigt“. Das bot sowohl eine recht solide biblische Erschließung als auch weiterführende geistliche und geistige Anregungen. Enthalten waren und sind darin eben keine Lesepredigten, sondern Hilfen, um eigene Entwürfe zu entwickeln. Selbst heute schaue ich noch gelegentlich in einen der 18 Bände, die weiterhin in meinem Bücherregal stehen.

Bunzel: Ist Ihnen etwas über die Entstehung dieser Predigtreihe bekannt?

Feige: Wer die Idee hatte und wie diese Veröffentlichung genau zustande gekommen ist, weiß ich nicht. In den Jahren ihres Erscheinens – 1973 bis 1979 – war ich gerade im Theologiestudium und in der Ausbildung zum Priester bzw. ab 1978 dazu geweiht und eingesetzt. Ich habe aber den Redaktor aller Bände – Wolfgang Simon – sehr gut gekannt. Er war der Vikar meiner Jugendzeit, zu dem ich auch danach weiterhin Kontakt hatte. Und so bin ich bei Besuchen von ihm auch einige Male gebeten worden, entsprechende Druckfahnen zu lesen und zu korrigieren.

Bunzel: Kennen Sie einige der Autoren und Autorinnen persönlich?

Feige: Die meisten der Autoren und Autorinnen habe ich entweder damals schon gekannt oder etwas später kennengelernt. Ein großer Teil von ihnen gehörte zur – gewissermaßen – katholischen „Elite“ in der DDR, viele stammten aus der Magdeburger Ortskirche oder aus dem Umfeld vom Philosophisch-Theologischen Studium und Priesterseminar in Erfurt. Darunter waren – für damalige Verhältnisse erstaunlich – sogar einige Frauen und westdeutsche Geistliche.

Bunzel: Können Sie etwas über die Rezeption und Wirkung der Predigtreihe „Das Wort an die Gemeinde“ sagen?

Feige: Nur so viel, dass diese auch außerhalb der DDR einige Beachtung gefunden hat. Manche Westdeutschen, die zu uns zu Besuch kamen, haben ihren Zwangsumtausch dazu genutzt, um den einen oder anderen Band zu erwerben. Und ich selbst habe bei Reisen in verschiedene mittelost- und osteuropäische Länder für mir bekannte deutschsprachige katholische wie auch orthodoxe Priester einige Exemplare mitgenommen und an sie verschenkt. Einmal musste ich deswegen auch an der ungarisch-rumänischen Grenze aus dem Zug aussteigen. Rumänische Grenzbeamte beschlagnahmten meine Bücher – aber auch Ansichtskarten vom Erfurter Dom – wegen „religiösen Inhalts“, ich bekam eine Quittung und durfte erst mit dem nächsten Zug in Richtung Bulgarien weiterfahren.

Bunzel: Gab es, wenn Sie zurückblicken, gängige „sprachliche Codes“ oder geprägte Wendungen, die einerseits dem Adressatenkreis geläufig waren, andererseits für eine mögliche staatliche Zensur unangreifbar waren?



Feige: Viele beherrschten damals die Kunst, gewissermaßen auch zwischen den Zeilen sprechen, hören und lesen zu können. Zudem hatten wir als Priester ziemliche Narrenfreiheit und konnten zum Beispiel in Predigten mehr als andere sagen, während manche der Zuhörer und Zuhörerinnen danach gelegentlich in ihren Betrieben befragt wurden, warum sie nicht widersprochen oder aus Protest die Kirche verlassen hätten.

Gänzlich unangreifbar war wohl nichts; es blieb eine Gratwanderung. So konnten bestimmte Andeutungen manchmal einer Zensur zum Opfer fallen, andererseits aber auch durchgehen. Beispielhaft möchte ich dafür auf einige Formulierungen verweisen, die im Band I. 1. Lesungen auf Seite 272 zu finden sind. Dort heißt es unter anderem zur Lesung in der Osternacht über den Auszug aus Ägypten: „Im gespaltenen Meer schafft Gott ‚der Freiheit eine Gasse‘. Durch diese gewagte Gasse zieht die Kirche durch die Jahrhunderte und in die Zukunft. Nur nicht stehenbleiben! ... Der Blick in die Zukunft, nach vorn auf das rettende Ufer, lässt das Volk Gottes schneller ausschreiten. Es ist zwar auf der Flucht, aber auf der Flucht nach vorn. Seine Sicherheit gründet sich auf die Erfahrung der Relativität der irdischen Macht. Die ägyptischen Kampfswagen waren zwar schrecklich. Aber sie waren zu stabil, sie konnten nicht schwimmen.“

Bunzel: Haben Sie Kenntnis von Zensur dieser Predigten oder ähnlicher Veröffentlichungen, ggf. auch eigene Erfahrungen?

Feige: Wie sich die Zensur hinsichtlich dieser Predigtreihe konkret ausgewirkt hat, ist mir nicht bekannt. Man kann aber 100%ig davon ausgehen, dass alles kritisch gegengelesen wurde. Predigten, die zum Beispiel in den – erstaunlicherweise gestatteten – sonntäglichen Morgenfeiern bei Radio DDR gehalten wurden, mussten darum etwa sechs Wochen vorher eingereicht werden. Wie ich mehrfach gehört habe, sollen für theologische Texte einige Professoren der Evangelischen Fakultät der Humboldt-Universität in Berlin zuständig gewesen sein.

Was die Zensur religiöser Lieder betrifft, mögen zwei kuriose Beispiele verdeutlichen. Bei dem neuen geistlichen Lied „Wir hocken hinter unseren Mauern“ musste das Wort „Mauern“ durch das Wort „Zäunen“ ausgewechselt werden. Grund dafür war die 1961 hochgezogene

Berliner Mauer, der sogenannte „antifaschistische Schutzwall“, der sich in Wirklichkeit gegen die eigene Bevölkerung richtete. Und das Lied „Was ihr dem geringsten Menschen tut, das habt ihr ihm getan ...“ konnte in der DDR-Ausgabe des alten „Gotteslob“ unter der Nummer 619 nur mit drei Strophen erscheinen. Statt der vierten Strophe findet sich dort ein Leerraum. Es fehlt der Text: „Immer ist er unter denen, die gekreuzigt worden sind; in unmenschlichen Systemen lebt er hilflos wie ein Kind. Mitten unter uns steht er unerkannt.“ Offensichtlich hat man das auf sich bezogen oder befürchtet, damit in Verbindung gebracht zu werden.

Bunzel: Wie würden Sie rückblickend die Predigtkultur in der DDR aus persönlichen Erfahrungen heraus beschreiben?

Feige: Da ich bei Gottesdiensten eigentlich fast immer selbst predigen musste, kann ich dazu nicht viel sagen. Ich jedenfalls habe versucht, auf den gesellschaftlichen Kontext bezogen zu predigen, und konnte mir noch in den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung nicht vorstellen, dies auch in westdeutschen Verhältnissen zu tun.

Bunzel: Gab es damals „Mode-Themen“? Gab es besonders beliebte oder relevante Bibeltexte, vielleicht auch im Unterschied zu heute?

Feige: Predigten sind meistens nicht „steril“, sondern spiegeln Entwicklungen und Herausforderungen ihres zeitlichen und räumlichen Kontextes wider. Für meine Studienzeit und die Phase danach bedeutete das infolge der Bibel-Bewegung, des II. Vatikanischen Konzils und der gestiegenen Hochschätzung der Exegese, sich stark an alt- und neutestamentlichen Texten zu orientieren, deren Entstehungszusammenhänge und ursprüngliche Aussageabsichten zu erheben und auf die Gegenwart zu beziehen. Das belegt auch die Predigtreihe „Das Wort an die Gemeinde“, der es weniger oder gar nicht um themenzentrierte oder systematische Predigten ging. Und die liturgische Leseordnung des Kirchenjahres bildete dazu die Grundlage. Selbstverständlich gab es auch zu bestimmten Anlässen programmatische Predigten. Lieblingsthemen sind mir dabei aber nicht in Erinnerung, wohl aber biblische Anknüpfungspunkte wie die Knechtschaft in Ägypten, das babylonische Exil oder der Aufruf zur Kreuzesnachfolge. Nach dem Mauerfall von 1989 jedoch spielte zum Beispiel Psalm 126 eine große Rolle: „Als der Herr das Los der Gefangenschaft Zions wendete,

da waren wir alle wie Träumende. Da war unser Mund voll Lachen und unsere Zunge voll Jubel. Da sagte man unter den anderen Völkern: 'Der Herr hat an ihnen Großes getan.'" Auch Psalm 66 wurde aufgegriffen: „Du hast, o Gott, uns geprüft, und uns geläutert, wie man Silber läutert. Du brachtest uns in schwere Bedrängnis und legtest uns eine drückende Last auf die Schulter. Du liebst Menschen über unsere Köpfe schreiten. Wir gingen durch Feuer und Wasser. Doch du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ Und zu Weihnachten klang Jesaja 9,1-4 so aktuell wie schon lange nicht mehr: „Das Volk, das im Dunkel lebt, schaut ein großes Licht; über denen, die im Land der Finsternis wohnen, strahlt ein Licht auf. Du erregst lauten Jubel und schenkst große Freude. ... Denn wie am Tag von Midian zerbrichst du das drückende Joch, das Tragholz auf unserer Schulter und den Stock des Treibers. Jeder Stiefel, der dröhnend daher stampft, jeder Mantel, der mit Blut befleckt ist, wird verbrannt, wird ein Fraß des Feuers.“

Bunzel: Wie beurteilen Sie rückblickend die gedruckten Predigten innerhalb der sonst üblichen Predigtkultur jener Zeit? (Stichwort „codierte Sprache“, s.o.)

Feige: Es waren – so meine ich – größtenteils weder oberflächliche „Eintagsfliegen“ noch zeitlose „Allgemeinplätze“, sondern biblisch fundierte und zeitgeschichtlich beeinflusste Entwürfe oder Anregungen, die geholfen haben, sich kurz und gut auf eine Predigt vorzubereiten und für aktuelle Bezüge zu sensibilisieren.

„Wo war der Mensch in Auschwitz?“

Begleitworte für Auszubildende der
Fachhochschule Polizei Sachsen-Anhalt
zu einer Fahrt nach Auschwitz

„Ihr, die ihr gesichert lebet

In behaglicher Wohnung;

Ihr, die ihr abends beim Heimkehren

Warme Speise findet und vertraute Gesichter:

Denket, ob dies ein Mann sei,

Der schuftet im Schlamm,

Der Frieden nicht kennt,

Der kämpft um ein halbes Brot,

Der stirbt auf ein Ja oder Nein.

Denket, ob dies eine Frau sei,

Die keine Haare mehr hat und keinen Namen,

Die zum Erinnern keine Kraft mehr hat,

Leer die Augen und kalt ihr Schoß

Wie im Winter die Kröte.

Denkt, daß solches gewesen.

Es sollen sein diese Worte in eurem Herzen.

Ihr sollt über sie sinnen, wenn ihr sitzt

In einem Haus, wenn ihr geht auf euren Wegen,

Wenn ihr euch niederlegt und wenn ihr aufsteht;

Ihr sollt sie einschärfen euren Kindern.“



Die Worte des Auschwitzüberlebenden Primo Levi bringen zum Ausdruck, warum es wichtig ist, dass sich Menschen, so wie Sie es im Rahmen ihrer Ausbildung tun, auf den Weg nach Auschwitz machen. Die Worte regen zu einem Perspektivwechsel an und mahnen zu einem echten Erinnern. Die Verbrechen des Holocaust liegen einige Jahrzehnte zurück, und es wird weiter die Tendenz wachsen, dass wir uns als Gesellschaft immer weniger emotional von den Geschehnissen anrühren lassen, uns vielmehr in unseren gesicherten Leben einrichten und den Blick für das unsagbare Leid verlieren, das vor unserer Haustür stattgefunden hat. Deshalb ist es wichtig, dass Sie sich auf den Weg nach Auschwitz machen. Gleichzeitig ist es auch mutig, sich diesem Ort und allem, was dort geschehen ist, auszusetzen und sich darauf einzulassen, was diese Reise mit Ihnen macht. Denn es macht etwas mit uns, zu sehen, „was Menschen aus Menschen zu machen gewagt haben.“ (P. Levi)

Darin spreche ich aus eigener Erfahrung, war ich doch als junger Priester auf einer Polen-Reise mit einer Gruppe von Jugendlichen bewusst auch im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau. Das, wovon man vorher vielleicht schon gehört hatte und es fast nicht glauben konnte oder wollte, wie grausam Menschen sein können und wie furchtbar andere darunter zu leiden hatten, ging einem auf einmal unter die Haut, ans Herz und nicht mehr aus dem Sinn. Unvergessen ist mir auch noch ein anderes Erlebnis. Bei einem Besuch der Internationalen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem berührte und bewegte mich vor allem ein Mahnmal, das speziell den rund 1,5 Millionen Kinder und Jugendlichen gewidmet ist, die während der Herrschaft der NSDAP im Deutschen Reich ermordet worden sind. Man geht durch einen dunklen Raum, der komplett verspiegelt ist und eindrucksvoll das Licht von einigen Kerzen reflektiert. Währenddessen hört man hintereinander – gesprochen über



ein Endlosband – Namen, Alter und Ort von denen, über die man bis heute weiß. Insgesamt würde es etwa drei Monate dauern, um alle Namen wiederzugeben. Jemandem, der dabei zu versuchen beginnt, sich einzelne davon und ihr Schicksal vorzustellen, verschlägt es fast den Atem.

Die Verbrechen in Auschwitz sowie in den zahlreichen weiteren Arbeits- und Vernichtungslagern haben viele Menschen an der Existenz Gottes zweifeln lassen. Der Glaube an einen gütigen und allmächtigen Gott war kaum noch vorstellbar, nachdem Millionen Menschen unsägliches Leid angetan worden war und niemand die Verantwortlichen daran hinderte. „Wo war Gott in Auschwitz?“ Diese Frage bleibt für viele bis heute offen. Es ist aber nicht nur der Glaube an und das Vertrauen auf die Existenz Gottes, die mit dem Holocaust ins Wanken geraten ist. Auch die Vorstellung vom Menschen als „die Krone der Schöpfung“ hat tiefe Risse bekommen. „Wo war der Mensch in Auschwitz?“ ist deshalb die zweite Frage, die ein Theologe unserer Tage stellt (Johann Baptist Metz, Memoria Passionis. Ein provozierendes Gedächtnis der pluralistischen



Gesellschaft, Freiburg i. Br. 2011, 5). Diese Frage klingt zunächst vielleicht ungewöhnlich und befremdlich. Waren das nicht alles Menschen? Ist es nicht auch deshalb eine solche Tragödie, weil die Frage bleibt, wie Menschen einander so etwas antun konnten? Offensichtlich war der Mensch, ausgestattet mit Würde und geschaffen als Gottes Ebenbild, als solcher nicht mehr so leicht zu erkennen. „Ist das ein Mensch?“ lautet aus diesem Grund der Titel des Buches von Primo Levi, in dem er seine Erfahrungen in Auschwitz für alle nachfolgenden Generationen festhält. Diese Frage stellt sich in verschiedene Richtungen.

Waren das Menschen, die in ihren Gegenübern keine Menschen mehr gesehen haben und sie deshalb auch menschenunwürdig behandelten? Bleiben wir nicht hinter unserem Menschsein zurück, wenn wir andere zu namen- und gesichtslosen „Dingen“ degradieren, um sie dann auch als solche zu behandeln? Bleiben wir nicht ebenso hinter unserem Menschsein zurück, wenn wir gedankenlos Befehle ausführen, ohne von unserer Freiheit Gebrauch zu machen, die es uns ermöglicht, uns zu den Situationen zu verhalten, in denen wir uns befinden?

Die Frage nach dem Menschen stellt sich noch in eine zweite Richtung. Konnten sich diejenigen noch als Menschen erfahren, denen man versuchte, diese Erfahrung systematisch wegzunehmen? Konnten sie an ihr eigenes Menschsein noch glauben? Ist das noch ein Mensch, wenn ihm und ihr die Haare, die Kleidung, der Name und jede Form der äußeren Freiheit genommen werden? All dies mussten die Gefangenen gleich bei der Ankunft in den Lagern ablegen. Damit sollten sie ihre äußerliche Unverwechselbarkeit, ihre Vergangenheit, ihre Identität und ihr Selbstbestimmungsrecht ablegen. Haare, Kleidung und Namen sind nicht das, was Menschen zu Menschen macht. Unser Menschsein übersteigt diese Momente. Aber befragen wir uns selbst einmal nach der Bedeutung unserer Kleidung, unserer Haare und vor allem unseres Namens für unser Gefühl, wir selbst zu sein – auch im Unterschied zu anderen. Die Menschen in Auschwitz sollten zu einer identitäts- und namenslosen Gruppe gemacht werden. Warum? Weil es leichter ist, sich am Menschen zu vergehen, wenn wir keine einzelnen Personen vor uns sehen, sondern eine Gruppe, von denen wir gesagt bekommen haben und deshalb selbst auch glauben, dass sie keine Menschen wie wir sind?

Auch heute müssen wir uns in jeder Situation, in der wir anderen Menschen – sei es in unserer dienstlichen Funktion ebenso wie in ganz konkreten alltäglichen Situationen – begegnen, fragen: Was passiert, wenn wir Menschen nicht mehr als Menschen ansehen? Was passiert, wenn wir sie als fremde Gruppe betrachten – als »die« im Gegensatz zu »uns« – und wenn wir mit dieser Abgrenzung unser eigenes Menschsein vermeintlich aufzuwerten versuchen. In diesen Momenten ent-menschlichen wir die anderen. Ent-menschlichen wir aber einen anderen Menschen, eine ganze Gruppe oder Nation, ent-menschlichen wir vor allem auch uns selbst. Dann fallen wir selbst nämlich hinter unser Menschsein zurück und tun uns selbst Unrecht.

Deshalb soll die Erinnerung daran, dass es Menschen sind, denen wir begegnen, auch uns bei all unserem Tun begleiten. Ebenso soll die Erinnerung daran, dass es Menschen waren, denen solches Unrecht geschehen ist, unser Gedenken an den Holocaust begleiten. „Denket, ob dies ein Mann sei“, „denket, ob dies eine Frau sei“ heißt es in dem eingangs zitierten Text. Es soll sagen: Denkt, ob das, was mit ihnen geschehen ist, eines Menschen würdig ist. Für uns heißt es: Denkt, ob die Art und Weise, wie wir Menschen behandeln, sie noch Menschen sein lässt oder ob es sie zu Dingen degradiert.

„Denkt, daß solches gewesen“ – dazu fordert uns der Auszug aus dem Buch von Primo Levi auf. An die Geschehnisse zu erinnern, ist Aufgabe jeder nachfolgenden Generation. Das Erinnern ist auch uns zur Aufgabe gegeben. Aber nicht als ein bloßes Erinnern, als eine Erinnerung von vielen. Die Erinnerung an den Holocaust muss die Art und Weise, wie wir die Welt und unsere Mitmenschen sehen und wie wir miteinander umgehen, prägen. Dieses Erinnern muss uns zur Mahnung werden.



Heilig und katholisch?

Brief des Bischofs von Magdeburg

zur österlichen Bußzeit 2022

Liebe Schwestern und Brüder, „Ich glaube an ... die heilige katholische Kirche ...“, so heißt es im Apostolischen Glaubensbekenntnis, das zum festen Bestandteil vieler unserer Gottesdienste gehört. Seit einiger Zeit habe ich aber den Eindruck, dass es manchen immer schwerer fällt, das noch auszusprechen, und an dieser Stelle kaum noch etwas zu hören ist. Die Bestürzung und Scham über das, was an sexuellem und geistlichem Missbrauch unter uns ans Licht gekommen ist, macht sprachlos oder wütend. Hinzu kommen Erfahrungen, ungebührlich bevormundet oder sogar diskriminiert worden zu sein, auch das Ausbleiben notwendiger Reformen. Gelegentlich muss man sich anderen gegenüber schon verteidigen, noch in der Kirche zu sein. Kann oder darf da überhaupt von einer Heiligkeit der Kirche gesprochen werden? Ist das nicht heuchlerisch oder absurd, auf jeden Fall völlig aus der Welt? Einer unserer Diakone hat dazu neulich einmal gesagt: „Ich glaube nicht an das Bischöfliche Ordinariat Magdeburg, an die Deutsche Bischofskonferenz oder an die römische Kurie, aber immer noch an die heilige katholische Kirche.“ Dem kann ich nur zustimmen, ist die Wirklichkeit von Kirche doch bei weitem umfassender und tiefgreifender, als es in solchen Organisationsformen oder menschlichen Verhaltensweisen zum Ausdruck kommt. Davon bin ich fest überzeugt! So habe ich Kirche auch seit meiner Kindheit erfahren, überwiegend hilfreich und heilsam. Sonst wäre ich nicht Priester und erst recht nicht Bischof geworden.

Was aber ist mit der Heiligkeit der Kirche gemeint? Frühere Generationen haben sich damit leichter getan, vor allem seit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Kirche wieder ganz neu als Gemeinschaft der Glaubenden entdeckt wurde. Für viele katholische Christen und Christinnen trat in den Vordergrund, dass Christus – wie es im Epheserbrief heißt (5,25f.) – die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat, „um sie zu heiligen“ und „herrlich vor sich hin(zu) stellen, ohne Flecken oder Falten oder andere Fehler [...]“ Und das wurde nicht nur mit der Vollendung der Kirche bei der Wiederkunft Christi in Verbindung gebracht, sondern gerade auch mit ihrer historisch konkret erfahrbaren Gestalt.

Zweifellos teilen die meisten eine solche unkritische und romantische Sicht der real existierenden Kirche längst nicht mehr. Stattdessen gibt es schon seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ein viel stärkeres Bewusstsein dafür, dass die Kirche auch menschlich und damit sündig ist. „Sie ist“ – heißt es in der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ (LG 8) – „zugleich heilig und stets der Reinigung bedürftig.“ Man könnte sie auch als göttlich-menschliches „Mischwesen“ bezeichnen, als eine Gemeinschaft von Menschen, die aus allen Völkern und Nationen herausgerufen und auserwählt worden sind, und zugleich als ein Organismus, dessen Haupt Jesus Christus bildet. Sie ist das große Geheimnis und Sakrament, das die innigste Vereinigung mit Gott und den Menschen untereinander anzeigen und bewirken soll. Das Lebensprinzip, das sie dabei stets erneuert und in der Wahrheit hält, ist der Heilige Geist. Er bewirkt, dass die Kirche grundsätzlich heilig bleibt und nicht ausschließlich irdische Züge annimmt. Letztlich ist sie also nicht aus sich selbst oder allein unser Werk. Damit meint Heiligkeit der Kirche auch nicht in erster Linie ihre und ihrer Mitglieder ethische oder moralische Vollkommenheit, sondern vor allem, dass sie unlösbar zu Gott gehört und von ihm immer wieder ihre eigentliche Wirkkraft bezieht.

Auch wenn wir die Kirche liebend gern idealer hätten, ist sie – so beschreibt es Albert Görres – wie die Sonne für alle da: Für Gerechte und Ungerechte, [...] Dumme und Gescheite; für Sentimentale ebenso



wie Unterkühlte, für Neurotiker, Psychopathen, Sonderlinge, [...], für Feiglinge und Helden, Großherzige und Kleinliche. [...] Auch für kopf- und herzlose Bürokraten, für Fanatiker und auch für eine Minderheit von gesunden, ausgeglichenen, reifen, seelisch und geistig begabten, liebesfähigen Naturen." Und er fügt hinzu: „Die lange Liste ist nötig, um klarzumachen, was man eigentlich von einer Kirche, die aus allen Menschensorten ohne Ansehen der Person, von den Gassen und Zäunen wie wahllos zusammengerufen ist und deren Führungspersonal aus diesem bunten Vorrat stammt, erwarten kann – wenn nicht ständig Wunder der Verzauberung stattfinden, die uns niemand versprochen hat. Heilige, Erleuchtete und Leuchtende sind uns versprochen. Wer sie sucht, kann sie finden.“ Daraus aber folgt: Jede und jeder von uns Getauften und Gefirmten kann somit das Antlitz der Kirche verdunkeln, jede und jeder kann aber auch ihr Leuchten verstärken. Es bleibt also immer der Anspruch, sich durch Christus, sein Wort und seine Sakramente heiligen zu lassen und selbst zur Heiligkeit der Kirche beizutragen.

Und dann ist ja auch noch von der „katholischen“ Kirche die Rede. Manche, die sich heutzutage schwertun, das auszusprechen, haben – so meine ich – noch andere Bedenken als die gegenwärtigen Anfragen oder Zweifel an deren Glaubwürdigkeit. Dahinter steht vermutlich auch die Sorge, mit dieser Formulierung Gläubige anderer Konfessionen auszugrenzen. In der Tat sprechen evangelische Christinnen und Christen an dieser Stelle seit Martin Luther in der Regel von der „christlichen“ oder auch „allgemeinen“ Kirche. Das hängt damit zusammen, dass das aus dem Griechischen stammende Wort „katholisch“ sich infolge der Reformation und weiterer zwischenkirchlicher Auseinandersetzungen zu einem konfessionalistischen Abgrenzungs- und Kampfbegriff entwickelt hatte. Doch mit „katholisch“ ist nicht ausschließlich unsere konkrete römisch-katholische Kirche gemeint, sondern die Übereinstimmung im Glauben, die sowohl die Zeiten übergreift und auf den Ursprung zurückweist als auch die Gegenwart weltweit verbindet. „Katholisch“ ist damit ein anderes Wort für umfassend und ganzheitlich. „Katholische Kirche ist dort“ – so schreibt Kardinal Walter Kasper – „wo kein Auswahlevangelium und keine parteiische Ideologie, sondern der ganze Glaube aller Zeiten und Räume in seiner Fülle ohne Abstriche verkündet wird, [...], wo man im Heiligen Geist hör- und lernbereit ist für das je Größere und je Neuere der in Jesus Christus in menschlicher Gestalt erschienenen Fülle [...]“. In diesem Sinn können alle Christinnen und

Christen sich zur „katholischen“ Kirche bekennen, ohne sich aufzugeben oder vereinnahmt zu fühlen. Ab und an geschieht dies auch bei ökumenischen Gottesdiensten.

Liebe Schwestern und Brüder, diese Fülle allen Menschen zukommen zu lassen, ist die wesentliche Sendung der Kirche. Insofern bedeutet der Glaube an ihre Heiligkeit und Katholizität, davon überzeugt zu sein, in ihr und durch sie Gottes Gnade zu erfahren. Konkret heißt das auch, es für möglich zu halten, dass Gott selbst durch unsere institutionelle und persönliche Begrenztheit und Gebrechlichkeit Heil wirken und damit gewissermaßen „auf krummen Zeilen gerade schreiben kann“. Sicher gelänge das noch besser, wenn Macht in unseren Reihen nicht so absolut und unkontrolliert ausgeübt werden könnte. Darum sollte, wer sich zur „heiligen katholischen Kirche“ bekennt, immer auch sofort daran denken, dass sie in ihrer sichtbaren Gestalt ständig der Umkehr bedarf und erneuert werden muss, um tatsächlich Gottes hoffnungsvolles Zeichen und tatkräftiges Werkzeug unter den Menschen zu sein. Das aber bedeutet dann ebenso, uns als Glieder dieser Kirche mit allen Kräften darum zu bemühen, dass sie wieder glaubwürdiger und menschenfreundlicher wird. Geben wir nicht auf! Verlieren wir nicht den Mut! Bewahren wir uns Hoffnung und Zuversicht! Bekennen wir auch vielleicht wieder lautstärker oder trotziger: „Ich glaube an die heilige katholische Kirche.“ Dazu erbitte ich uns allen den Segen des allmächtigen und barmherzigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

„Es darf keine offene oder indirekte Legitimierung des Krieges durch religiöse Akteure geben.“

Zum Krieg in der Ukraine und zu den ökumenischen Folgen
Pressemitteilung der Deutschen Bischofskonferenz vom 4. März 2022

Mit großer Sorge verfolgt der Vorsitzende der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Dr. Gerhard Feige (Magdeburg), den schonungslosen Krieg Russlands in der Ukraine und die humanitäre Katastrophe. „Ich bete für alle Menschen, die vertrieben, bedroht, verängstigt und auf der Flucht sind, und für alle Opfer der Kampfhandlungen. Ich verurteile die Gewalt und Zerstörung durch die russische Armee in der Ukraine scharf und hoffe zutiefst, dass der Krieg bald ein Ende nimmt und ein weiteres Blutvergießen verhindert wird“, erklärt Bischof Feige heute (4. März 2022).

Die Deutsche Bischofskonferenz unterhalte zahlreiche Beziehungen zu den orthodoxen Kirchen. Dazu gehöre seit vielen Jahren auch der bilaterale theologische Dialog mit der Russischen Orthodoxen Kirche, in den auch immer Repräsentanten der Ukrainischen Orthodoxen



Teilnahme an den Feierlichkeiten der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche zu
1025 Jahre Taufe der Kiewer Rus, 2013

Kirche des Moskauer Patriarchates eingebunden waren. „Wir sind uns bei diesem Dialog stets mit Respekt und Wertschätzung begegnet. Vor diesem Hintergrund hoffe ich auch, die Besorgnis über den Krieg, die Not der ukrainischen Bevölkerung und den Einfluss religiöser Argumente im Kriegsgeschehen vermitteln zu können. Es darf keine offene oder indirekte Unterstützung oder Legitimierung des russischen Krieges durch religiöse Akteure geben. Ich erhoffe mir von der Leitung der Russischen Orthodoxen Kirche des Moskauer Patriarchats eine deutliche Stellungnahme gegen die militärische Aggression Russlands in der Ukraine und eine Berücksichtigung der vielen Stimmen von Gläubigen, Priestern und Bischöfen in der Ukraine und in Russland, die sich für ein Ende des Krieges und die Respektierung der ukrainischen Souveränität und der Grenzen des Landes einsetzen“, so Bischof Feige. Er fügt hinzu: „In der Ukraine leiden Gläubige aller Religionen und Konfessionen unter dem Krieg, und ich sehe es als pastorale Verantwortung des Moskauer Patriarchats an, für sie Partei zu ergreifen und einzutreten.“

In diesen Tagen hat sich auch die Arbeitsgruppe „Kirchen des Ostens“ der Ökumenekommission unter dem Vorsitz von Bischof Feige intensiv mit den Vorgängen in der Ukraine und den denkbaren Folgen für das Verhältnis zwischen den Kirchen beschäftigt. Angesichts der komplexen interkonfessionellen Beziehungen zwischen der Russischen Orthodoxen Kirche, den anderen orthodoxen Kirchen weltweit, der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche und der römisch-katholischen Kirche befürchtet sie langfristige geistliche und pastorale Verwerfungen zwischen den Kirchen und ihren Gläubigen. „Die Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz und ihre Arbeitsgruppe ‚Kirchen des Ostens‘ werden sich dafür einsetzen, mögliche ökumenische Schäden abzuwenden“, so Bischof Feige.



In der Seelsorge schlägt das Herz der Kirche

Predigt zum Dies sacerdotalis 2022

1.

„In der Seelsorge schlägt das Herz der Kirche“ – so ist ein kürzlich veröffentlichtes Wort der deutschen Bischöfe überschrieben. Man könnte – wie ein evangelischer Theologe (Jörg Willenbockel) – die Seelsorge auch als die „DNA“ bzw. die „Muttersprache“ der Kirche bezeichnen. Solche markanten Vergleiche rufen in Erinnerung, wo Kirche ihren ursprünglichen und bleibenden Ort hat: bei den Menschen, in allen Facetten ihres Lebens, in ihren Sorgen und Ängsten, ihrer Trauer und Freude, Hoffnung und Verzweiflung. Zugleich kommt darin zum Ausdruck: Wenn Kirche in der Sorge um den Menschen ihren ureigenen Auftrag erfüllt, dann schlägt ihr Herz, dann ist sie am Puls der Zeit, lebendig und verständlich. Bei den Menschen also – und nur dort – ist Kirche überhaupt. Denn ohne ein Herz, das schlägt, kann kein Leben sein. „Kirche gibt es“ – so heißt es im Dokument – „weil und damit Seelsorge gelebt und verwirklicht werden kann.“ (15) Seelsorge, wie sie sich in den Grunddimensionen von Kirche – Verkündigung, Liturgie und Caritas – ereignet, ist ihre zentrale Aufgabe und ihre Daseinsberechtigung. Das war bei den meisten von uns sicher auch dafür ausschlaggebend, überhaupt einen kirchlichen Dienst anzutreten.

Dabei müssen wir uns jedoch immer wieder veränderten Voraussetzungen und Bedingungen stellen. Spätestens seit der Pandemie hat sich vieles



in den digitalen Raum verlegt. Die bisher vertrauten Begegnungen und Kontaktflächen sind weniger oder anders geworden. Gleichzeitig leben wir gerade in einer äußerst krisenbehafteten Zeit, die Angst und Hoffnungslosigkeit noch deutlicher hervortreten lässt. Unübersichtliche und widersprüchliche Informationen machen uns zu schaffen, Polarisierungen und aggressive Verhaltensweisen nehmen zu. Die Sehnsucht und das Bedürfnis nach Orientierung und einer Hoffnungsperspektive sind überall zu spüren. Traut man der Kirche hier noch zu, Ansprechpartnerin zu sein? Einerseits schwindet in der Öffentlichkeit ihre Bedeutung, gleichzeitig aber werden hohe Erwartungen an sie gerichtet, wünscht man sich mehr denn je Beratung und Unterstützung in vielfältigen schwierigen Lebenslagen.

Längst sind es aber nicht mehr nur die Kirchen, die für sich beanspruchen, seelsorgerisch tätig zu sein. Zudem ist der Begriff „Seelsorge“ weder urheberrechtlich geschützt noch unser Eigentum. Auch andere sind auf dem Markt der Heilsangebote unterwegs. Dabei unterscheiden sich die verschiedenen Profile auf den ersten Blick oft nicht eindeutig voneinander, ist das Fundament, auf dem sie ruhen, nicht immer einsehbar. Darum könnte es auch für uns hilfreich sein, sich wieder einmal selbst zu vergewissern, worum es uns eigentlich bei der kirchlichen Seelsorge geht und was ihre vielfältigen Facetten eint und prägt.

2.

Christliche Seelsorge hat ein unverwechselbares Fundament: Jesus von Nazareth. Er ist „der Seelsorger schlechthin.“ (15) Gleich zu Beginn des öffentlichen Auftretens Jesu macht der Evangelist Lukas programmatisch die seelsorgerische Zielrichtung des Wirkens Jesu deutlich. Das ist sein Auftrag, Seelsorger für die Menschen zu sein: den Armen eine frohe Botschaft zu bringen, den Gefangenen die Entlassung zu verkünden, den Blinden das Augenlicht, den Zerschlagenen die Freiheit zu schenken und ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen. (Lk 4, 18f.) Die heutigen Lesungstexte machen uns mit diesem Auftrag vertraut und füllen mit Inhalt, was es auch für uns heute heißt, Seelsorger und Seelsorgerin zu sein.

Dabei darf Seele nach biblischer Auffassung nicht dualistisch vom Leib getrennt werden. Lange Zeit hatte man ja die Vorstellung, dass die Seele aus dem Gefängnis des Körpers befreit werden müsse. Nur sie

hätte die Chance, ins ewige Leben einzugehen. Dagegen ist mir noch die Formulierung eines früheren Erfurter Professors in Erinnerung: „Ich möchte nach meinem Tod kein blasses Seelchen im Himmel sein.“ Es geht vielmehr um den ganzen Menschen mit seinen Beziehungen, seiner Geschichte und seinem gesellschaftlich-kulturellen Kontext. Entsprechend ist Seelsorge immer auch Leibsorge, bleibt aber nicht auf das Irdische beschränkt, sondern hält die Frage nach Gott offen. Insofern erweist sie sich gegenüber allen weltanschaulichen oder religiösen Konzepten, die entweder den Himmel auf Erden versprechen oder nur aufs Jenseits verträsten, als kritisch und widerständig. Zugleich müssen wir uns davor hüten, Seelsorge geistlich zu missbrauchen. Das kann geschehen, wenn Seelsorger oder Seelsorgerinnen sich selbst mit der Stimme Gottes verwechseln und Menschen, die sich ihnen anvertrauen, für eigene Zwecke und Interessen benutzen.

Alles seelsorgerische Tun der Kirche soll Jesu Handeln an den Menschen aufleuchten lassen und fortführen, soll seine Barmherzigkeit und Zuwendung zu den Menschen und ihren Nöten auch in unserer Zeit erfahrbar machen. Christinnen und Christen werden dazu durch die Salbung mit dem Geist des Herrn ausgestattet – wie es beim Propheten Jesaja heißt: „Der Geist GOTTES, des Herrn ruht auf mir. Denn der HERR hat mich gesalbt“ (Jes 61,1/Lk 4,18) Unüberbietbar erfüllt sich das Prophetenwort in Jesus von Nazareth, dem Christus, dem Gesalbten. Kraft Taufe und Firmung sind in seiner Nachfolge alle Christinnen und Christen berufen und befähigt, an diesem Auftrag mitzuwirken (14). Kirche – so hat sie jemand einmal bezeichnet – ist der „gesalbte Leib Christi“.

3.

Das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen herauszustellen und damit „das Gemeinsame aller Getauften und Gefirmten höher als die



Unterscheidung zwischen dem Volk Gottes und seinen Amtsträgern zu gewichten“, ist die Frucht des Zweiten Vatikanischen Konzils. (14) Konsequenterweise hat sich als Folge dieses Verständnisses von Kirche der Kreis derer, die mit der kirchlichen Seelsorge betraut werden, erweitert: Pastoral- und Gemeindereferentinnen und -referenten wirken am seelsorgerischen Auftrag der Kirche mit, ebenso wie Frauen und Männer, die sich dabei ehrenamtlich engagieren. (9)

Vielleicht werfen diese Entwicklungen in Euch und Ihnen die Frage auf, ob dann überhaupt noch Priester gebraucht werden. Ja, es braucht auch weiterhin jeden einzelnen von Euch und Ihnen! Denn es braucht in dieser Kirche und in dieser Welt Menschen, die ihre Kraft und ihre Fähigkeiten dafür einsetzen, Gottes heilende Nähe auch in unserer Zeit spürbar und erfahrbar werden zu lassen, ähnlich oder ebenso wie die anderen Seelsorgerinnen und Seelsorger, in besonderer Weise aber durch die Spendung von Sakramenten, die von der Tradition her geweihten Personen vorbehalten sind. Dazu haben Sie und habt Ihr den Dienst des Priesters aufgenommen, dafür bin ich von Herzen dankbar! Auf diesen Dienst haben wir als Priester aber keinen Exklusivanspruch. Und wir vertun auch eine große Chance, wenn wir nicht aus der Fülle der Charismen schöpfen, mit der der Geist die Kirche beschenkt.

Seelsorge hat sich verändert und wird es weiterhin tun müssen. So erfordern die Entwicklungen in Gesellschaft und Kirche inzwischen dabei immer mehr eine Zusammenarbeit im Team. In unserem Bistum zeichnet sich Seelsorge an vielen Stellen außerdem auch durch ihre ökumenischen Kooperationen aus. Das ist ein Schatz, den wir hüten und weiter ausbauen sollen. Zudem wird sich die Seelsorge der Zukunft auch an Qualitätsstandards messen lassen müssen.

Liebe Brüder und Schwestern, nur wenn Kirche ihrer Aufgabe, bedingungslos an der Seite der Menschen zu stehen, nachkommt, kann sie lebendig, kann sie wirklich Kirche sein. Es kommt deshalb auf jeden und jede Einzelne an. Möge die Salbung mit dem geweihten Öl dieser Chrisam-Messe Menschen mit dem Geist Gottes beschenken, sie stärken, ermutigen und in vielfältiger Weise befähigen, am seelsorgerischen Dienst der Kirche mitzuwirken. Und mögen wir selbst aus der Feier dieser Tage neue Kraft schöpfen, um auch weiterhin für viele hilf- und segensreich sein zu können.

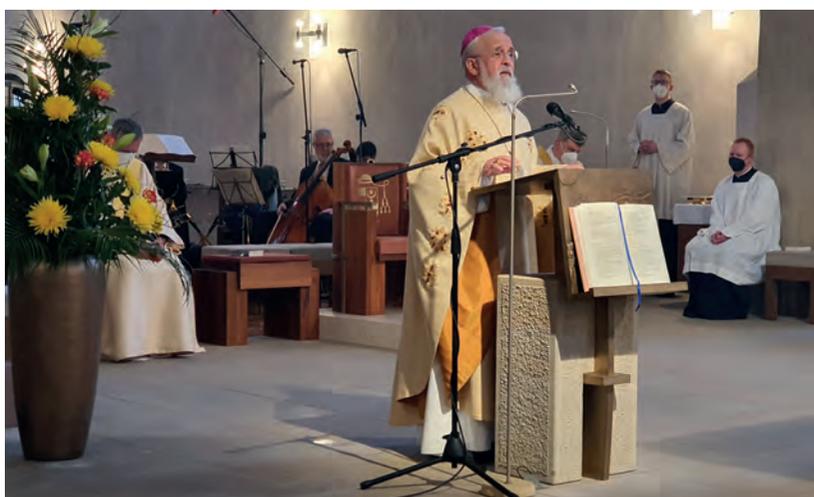
„Gegen alle Hoffnung ... voll Hoffnung“

Predigt am Ostersonntag 2022

Die Widersprüchlichkeit dieser Tage

Kraftvoll und ausdrucksstark begleitet uns die Musik an diesem Ostermorgen. Sie schöpft aus dem Vollen und bewegt wohl die meisten von uns, wenigstens innerlich in den Jubel über die Auferstehung Jesu Christi mit einzustimmen. Ursprünglich wurde diese Messe von Wolfgang Amadeus Mozart für das Osterfest 1779 im Salzburger Dom komponiert. Ohne Zweifel untermauert und hebt sie die enorme Bedeutung von Ostern als Höhepunkt des ganzen Kirchenjahres. Ihr feierlicher Charakter hat sie dann aber auch zu einer beliebten Komposition für Kaiser- und Königskrönungen werden lassen. Darum ist sie schon lange weithin als „Krönungsmesse“ bekannt.

Aber können oder dürfen wir in diesen Tagen denn überhaupt jubeln? Leben wir nicht in so finsternen Zeiten, dass es eigentlich angebracht wäre, eher zu trauern und zu klagen? Wie passt das Osterfest mit seiner feierlichen Liturgie und der Botschaft vom Sieg des Lebens über den Tod mit dem schrecklichen Elend und Leid unserer Welt zusammen? Steht es nicht völlig konträr zu der erschütternden Wahrheit, dass das Mittelmeer für viele Geflüchtete zum Grab geworden ist, zu den Coronatoten der



letzten zwei Jahre, zu den zahllosen Menschen, die tagtäglich Opfer der dramatischen Klimaveränderungen oder der anderen sich immer weiter zuspitzenden humanitären Katastrophen werden? Und wie kann man, während Russland einen brutalen Vernichtungskrieg gegen die Ukraine führt und dabei auch unzählige wehrlose Zivilisten auf grausamste Weise ermordet werden, besinnlich oder sogar freudig auf Ostern eingehen? Zudem gibt es auch unter unseren eigenen Angehörigen, im Freundeskreis und in der Nachbarschaft so viele innere und äußere Nöte, gehen Beziehungen in die Brüche, fühlen sich Menschen alleingelassen oder maßlos überfordert, fehlen Perspektiven und Zuversicht. Nach einer jüngst erfolgten Umfrage blicken hierzulande nur noch 19 Prozent der Befragten mit Hoffnung auf die nahe Zukunft.

Wie sollen wir solche Spannungen und offensichtlichen Widersprüche aushalten, wie mit unseren eigenen Sorgen und Ängsten umgehen? Gibt es etwas, was vielleicht doch nicht alles als aussichtslos erscheinen und fast verzweifeln lässt, was sogar Trost und Halt bietet, ermutigt und stärkt? Ist Gott in dieser Welt noch irgendwo zu erspüren? Oder ist es absurd geworden, darauf zu vertrauen, dass das Leben einen Sinn hat, der sich über den Tod hinaus erstreckt? Wenn dem so ist, warum sollte man dann noch eine irgendwie geartete Auferstehung für möglich halten oder einen Aufstand gegen lebensfeindliche Mächte und Gewalten versuchen?

Keine schnellen Antworten

„Richtet euern Sinn auf das, was oben ist, nicht auf das Irdische!“ Diese Worte aus dem Kolosserbrief (3,2) wirken wie ein scheinbarer Ausweg aus diesem Dilemma. Sie lenken unseren Blick weg von dem, was in der Welt ist, hin zu Christus, der – der Welt entrückt – zur Rechten Gottes sitzt. Mit einem solchen Perspektivwechsel und einer solchen Bezugsperson außerhalb unseres sonstigen Horizonts könnte man denken: Weshalb sollen wir überhaupt der Welt und all ihrer Vorläufigkeit so viel Aufmerksamkeit widmen? Gerechtigkeit und Frieden scheinen in ihr doch offensichtlich nicht möglich zu sein. Wäre es stattdessen nicht verlockend oder sogar angebracht, sich mehr auf den Himmel auszurichten und die Krisen unserer Zeit einfach zu ignorieren, aus dem Bewusstsein zu verdrängen oder zu beschönigen?

Wie alle schnellen Antworten führt aber auch diese Folgerung in die Irre. Keineswegs fordert der Kolosserbrief zur Weltflucht auf. Seine Botschaft lautet vielmehr: Vertraut nicht darauf, die Antworten auf alle eure Fragen und Probleme in den scheinbaren Lösungen zu finden, die die Welt uns anbietet. Worin aber sonst? Wenn der Kolosserbrief dazu auffordert, den Sinn auf das, was oben ist, zu richten, dann ist damit vielleicht eher so etwas wie der innere Sinn gemeint, ein inneres Sich ausrichten auf Christus hin, eine Orientierung an seinem Blick auf die Welt, an seiner Haltung den Menschen gegenüber, auch denen, die uns fremd oder feind sind. Mit ihm sind wir auferweckt, mit ihm haben wir das Kleid des alten Menschen mit all seinen Verstrickungen in Ungerechtigkeit und Unfriede abgelegt. Eine solche Haltung – gewonnen durch den Blick nach oben – wird ihren Ausdruck unweigerlich im Hier und Jetzt finden und dazu führen, das Irdische so gut wie möglich mit- und umzugestalten. Oben und unten bleiben dann keine voneinander radikal unterschiedenen Sphären mehr.

Dass das nicht einfach ist und seine Zeit braucht, belegt auch das heutige Evangelium. Wir werden darin in die Ostersituation der Jüngerinnen und Jünger Jesu mit hineingenommen, ins ganz Irdische. Dort war – wie sich zeigt – zunächst auch nichts von der jubelnden Osterfreude zu spüren. Kein enthobenes Halleluja kommt aus ihrem Mund. Im Gegenteil: Zunächst sind Ratlosigkeit, Unverständnis und Zweifel ihre Erfahrungen. Erst allmählich und aufgrund der Begegnungen mit dem Auferstandenen – so erzählen es alle Evangelien auf vielfache und je eigene Weise – lernen die Jüngerinnen und Jünger zu sehen und zu glauben.

Hoffnung gegen alle Hoffnung

Ostern, die Freude und Hoffnung, die die Botschaft des leeren Grabes und der Auferstehung Jesu von den Toten bringen will, anzunehmen, war offensichtlich zu keiner Zeit etwas, was den Menschen leichtgefallen ist. Schon die Osterevangelien zeugen davon. Deshalb können sie – so meine ich – uns auch heute dabei eine Hilfe sein, mit der eigenen Zerrissenheit umzugehen. „Weil sie“ – wie ein Theologe unserer Tage (Thomas Söding) sagt – „die Ängste nicht verdrängen, machen [sie] Mut. Weil sie die Zweifel nicht verschweigen, stärken sie den Glauben. Sie machen dort Hoffnung, wo alles dafürspricht, sie fahren zu lassen. Sie

124

verkünden den Sieg über den Tod dann, wenn er definitiv der Sieger geworden zu sein scheint.“

Vielleicht wird uns gerade heute, wenn wir Ostern in einer äußerst polarisierten oder gespaltenen Welt mit ungerechten und unbarmherzigen Zuständen feiern, die Widersprüchlichkeit unseres Lebens besonders bewusst. Vielleicht fällt es uns darum in diesem Jahr auch schwerer als sonst, in den Osterjubiläum einzustimmen. Sollen wir es also ganz sein lassen? Oder fordern uns gerade die verzweifelte Weltlage und die Erfahrung äußerster Ohnmacht zu einem trotzigen „Trotzdem“ heraus? Ist es nicht zutiefst menschlich, sich nicht mit dem abzufinden, wie es ist? Brauchen wir nicht sogar so etwas wie einen Glauben an das Unglaubliche, eine Hoffnung, die unseren Horizont übersteigt? Kein Nein – davon ist der Philosoph Ernst Bloch überzeugt – kann jemals so stark und laut sein, dass es nicht von einem in ihm selbst verborgenen Ja übertrumpft und damit besiegt werden könnte. Insofern erscheint die Hoffnung als eine unverwüstliche Form der Überzeugung, sich – selbst wenn alles fehlschlägt und das Ziel abhandengekommen zu sein scheint – nicht entmutigen zu lassen, sondern durchzuhalten und sich weiterhin für eine bessere Welt einzusetzen. Dabei besteht diese Überzeugung nicht – wie es der ehemalige tschechische Regimekritiker und spätere Präsident Vaclav Havel einmal formuliert hat – darin, „dass etwas gut ausgeht, sondern (in der) Gewissheit, dass etwas Sinn hat – egal, wie es



Kathedralchor mit Orchester der Magdeburger Philharmonie und Solistinnen und Solisten

ausgeht.“ Einfach ausgedrückt könnte man auch sagen: Wer ein wohin und wozu hat, verkräftet auch fast jedes wie. Eine solche tiefgründige Zuversicht strahlt auch der Eintrag in einem Kondolenzbuch anlässlich der Ermordung von sieben Trappistenmönchen in Algerien aus, in dem zu lesen war: „Man kann sieben Blumen zertreten, aber man kann den Frühling nicht hindern, wieder aufzublühen.“

Ja, ohne Hoffnung wäre unsere Existenz trostlos. Zugleich aber bietet sie noch nicht die Vollendung. Die Spannung bleibt, denn eine „Hoffnung ..., die man schon erfüllt sieht, ist“ – wie es im Brief des Apostels Paulus an die Römer (8, 24) heißt – „keine Hoffnung“. Wem es aber gelingt, den „kleinen Funken Hoffnung“ und die Sehnsucht nach einer heilen Welt in sich wach zu halten, wird – so meine ich – auch ansprechbar sein für die Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi. Sicher erscheint uns vieles weiterhin unbegreiflich. Mit Ostern ist uns aber zugesagt, dass es keinen Ort mehr gibt, an dem Gott nicht wäre. Es ist uns zugesagt, dass es zwar den Tod noch gibt, aber dass er nur noch das vorletzte Wort hat. Das letzte Wort hat Gott, und dieses Wort heißt Leben. Das sollte uns mit Zuversicht erfüllen und trotz allem, was uns bedrückt und lähmt, in den Osterjubel der Kirche einstimmen lassen. Und vielleicht beherzigt mancher und manche auch den Ratschlag Gertrud von le Forts: „Geh in dein eigenes Herz und wälze den Stein von der Tür des Grabesdunkeln; du selbst musst auferstehen: Christ ist erstanden!“

Glauben und Denken in der Diaspora

Religionsphilosophische Anwendungen

in Erinnerung an Prof. Dr. Konrad Feiereis (1931-2012)

Vortrag bei einer Tagung in Erfurt am 5. Mai 2022

„Wie kann man heutzutage eigentlich noch an Gott glauben?“ Dieser Frage hatten sich die Christen in der DDR und anderswo im ehemaligen Ostblock jahrzehntelang in verschärfter Form zu stellen. Zur herrschenden marxistisch-leninistischen Ideologie gehörte als Wesenszug ein sich wissenschaftlich gebender Atheismus, der das gesamte individuelle und gesellschaftliche Leben immer mehr prägen sollte. Um diese Entwicklung voranzutreiben, wandte man trotz der verfassungsmäßig garantierten Zusage freier Religionsausübung ohne weiteres auch psychischen und physischen Druck an. Systematisch wurde versucht, alle Beeinflussungsmöglichkeiten – vom Kindergarten bis zum Altersheim – auszunutzen. Wer sich in einem solchen Klima als „gläubig“ bekannte, musste mindestens damit rechnen, als rückständig belächelt zu werden. Nur an wenigen Orten konnte man lernen, sachkundigen Widerstand zu leisten. Für mich war das anfänglich die katholische Heimatgemeinde mit ihrer Glaubensunterweisung für Kinder und Jugendliche, dann aber vor allem die Hochschule des Erfurter Priesterseminars mit ihrem philosophisch-theologischen Lehrangebot. Von zwei Vorlesungen, die sich im Sommersemester 1972 und im Wintersemester 1975 direkt mit dem Marxismus-Leninismus auseinandersetzten, besitze ich noch heute Mitschriften. Wenn meine damaligen Lehrer und späteren Kollegen, die Professoren Erich Kleineidam und Konrad Feiereis dafür auch – sicher bewusst – so relativ harmlos klingende Titel wie „Hegel und seine Schule“ oder „Hauptprobleme der Gegenwartsphilosophie“ wählten, so bargen ihre Ausführungen für diese Zeit doch gehörigen



Prof. Dr. Konrad Feiereis

Zündstoff. Dankbar werden sich immer noch viele daran erinnern. Neben ihrer Klarheit im Denken zeichnete sie aber auch eine große Menschenfreundlichkeit aus. Beides machte sie – auf je eigene Art – sehr sympathisch.

Was Professor Feiereis betrifft, so fand dies z.B. bei dem 1975 durch unser Semester gestalteten Sommerfest – einer traditionell kabarettistischen Veranstaltung – seinen Ausdruck in folgender Beschreibung, die einer feinsinnig gestalteten Collage beigefügt war: „Konni, der Gestickte: Hier handelt es sich um eine Nonnenstickerei aus dem Hohen Mittelalter. Der Dargestellte soll laut gewisser Annalen ein Konrad aus den Vorhöfen Erfurts sein. Es wird ihm nachgesagt, er sei ein sanktionierter Antiexeget und Vielfältigkeitsphilosoph. Die gestickten Schmisse im Gesicht geben dieser Sage eine gewisse Berechtigung, zeugen sie doch von Kampfeifer und mutig hingegenommenen Gegenschlägen; ob die Lichte des Haares ebenfalls auf diese Anstrengungen zurückzuführen sind, war nicht zu ermitteln.“ Jener so charakterisierte hatte in einer Vorlesung am 18.10.1973 – wie von uns Studenten für die Nachwelt akribisch festgehalten – selbst gesagt: „Mir fehlen die Haare, um als Hippie nach Amerika zu gehen.“ Und am 24.11.1973 stellte er auch noch – sich nicht ausgenommen – fest: „Ein Gelehrter der Philosophie ist ein gar wunderlicher Mann.“

Auch wenn ich kein Philosoph geworden bin, sind die Erkenntnisse und Anregungen, die ich durch Konrad Feiereis während meines Studiums mit auf den Weg bekommen habe, doch nicht wirkungslos verpufft. Hin und wieder konnte ich sie sogar ausdrücklich anwenden. Drei Beispiele mögen das verdeutlichen.



Ehemalige und heutige Professoren bei einer Podiumsdiskussion

Zur Grundfrage der Philosophie und ihren Folgen

In oberen Schulklassen oder beim Studium an Berufs- und Hochschulen war es zu DDR-Zeiten im Rahmen des Staatsbürgerkundeunterrichtes immer wieder einmal möglich, dass sich die Lernenden oder Studierenden der schriftlichen Aufgabe zu stellen hatten: „Ziehen Sie aus der Beantwortung der Grundfrage der Philosophie Schlussfolgerungen für Ihr praktisches Handeln!“ Hierbei war bewusst nicht nur Wissen gefragt, sondern auch die persönliche Überzeugung. Wie aber konnte oder sollte man sich als Christ dabei verhalten? Noch immer habe ich dazu eine handschriftliche Argumentationshilfe, die bestimmt aus damaligen Sicherheitsgründen keinen Autorennamen trägt, die aber sehr wahrscheinlich von Professor Feiereis stammt oder mindestens von ihm stammen könnte. Auf gekonnte Weise wird darin – ohne in die gestellte Falle zu tappen – die marxistisch-leninistische Position in Frage gestellt bzw. widerlegt. Wörtlich – und ich zitiere jetzt ausführlich – heißt es dazu:

„Nach materialistischer Sicht müsste ich zu folgenden Antworten kommen: Ich bin Christ und gehöre damit nach der Auffassung des Materialismus zu den objektiven Idealisten. Das würde bedeuten, dass ich eine reaktionäre Weltanschauung vertrete, in der der Mensch passiv bleibt, weil diese Welt nur teilweise erkennbar sei und vom Menschen nicht beherrscht werden könne. Demzufolge wäre ich völlig abhängig vom Wirken unerkannter Kräfte. Um aktiv und fortschrittlich zu werden, müsste ich nach dieser Sicht Materialist werden.“

Der Marxismus-Leninismus versteht sich mit seiner Philosophie des dialektischen und historischen Materialismus als die einzige richtige wissenschaftliche Weltanschauung. Er behauptet, dass zwischen materialistischer und religiöser Weltanschauung antagonistische Widersprüche bestehen, und lehnt eine ideologische Koexistenz radikal ab. Ich weiß, dass meine Argumente darum kein Verständnis finden können. Da die Aufgabe aber persönlich formuliert war, antworte ich auch aus meiner Sicht. Ich berufe mich dabei auf Artikel 20 unserer Verfassung, wo Glaubens- und Gewissensfreiheit garantiert sind. Dort heißt es auch, dass Rechte und Pflichten der Bürger unabhängig von ihrem weltanschaulichen oder religiösen Bekenntnis sind. Mein Wissen kann zensiert werden, aber nicht meine persönliche Auffassung (Weltanschauung)!

Die sogenannte Grundfrage entstammt dem Materialismus. Die unterschiedlichen Antworten lassen sich scheinbar auf zwei Grundmöglichkeiten zurückführen: Identifiziert man das Sein mit der Materie, ergibt sich der Materialismus, identifiziert man das Sein mit dem Geist, ergibt sich der Idealismus. Nach unserem Verständnis lassen wir uns aber nicht in dieses Schema pressen. Wir unterscheiden nämlich Sein in materielles und ideelles Sein. Während für Materialisten die Materie das Sein ist und für Idealisten der Geist, verstehen Christen unter dem Sein sowohl materiell Seiendes als auch ideell Seiendes. Die eigentliche Grundfrage der Philosophie ist die Frage nach dem Sein (von Materie und Geist). Die sogenannte philosophische Grundfrage des Dialektischen Materialismus ist damit nur eine Sekundärfrage, da sie nicht nach dem Sein alles Seienden fragt, sondern nach dem Verhältnis zweier Seiender, wie diese sich zueinander verhalten: Welches Seiende soll die Primatstellung erhalten? Die Grundfrage, die alles begründende Frage, ist die Frage nach dem Woher, nach dem Grund alles Seienden der Welt, die Frage nach dem Ursprung. Die klassische Metaphysik bezeichnet den Ursprung mit Gott. Gott, rein denkerisch erschlossen, überschreitet alles Welthafte. Er lässt sich daher nicht mit Materie und Geist beschreiben, weil er immer der ganz andere ist. (Gott ist ewig, d.h. raum- und zeitlos. Da es bei ihm kein Vorher und Nachher gibt, ebenso kein Werden, darf man rein logisch nicht fragen nach seinem Woher, wie es bei der Welt als Ganzes und in ihrem einzelnen Seienden notwendig ist. Auf jeden Fall ist die Ewigkeit Gottes von einer eventuellen Ewigkeit der Materie zu unterscheiden.) Diese Frage nach dem Woher wird von den Materialisten



Bischof Dr. Gerhard Feige bei seinem Vortrag in Erfurt

verschwiegen. Sie gehen von dem Prinzip materialistischer Philosophie aus, die Welt aus sich selbst zu erklären. Das aber ist ein Postulat, ein unbewiesener und auch nicht zu beweisender Lehrsatz. Von daher gesehen ist die Philosophie des Dialektischen Materialismus ein ‚philosophischer Glaube‘. So ist z.B. auch eine ewige, absolute, unabhängige Materie weder durch ein

Experiment zu beweisen noch mit dem Verstand zu begründen. Wenn wir als Christen uns nun irgendeiner philosophischen Richtung zuzuordnen hätten, so müssten wir sagen, dass wir einen philosophischen Realismus vertreten. Darunter verstehen wir: Unabhängig von unserer Erkenntnis besteht wirkliches Seiendes ‚an sich‘. Der Sinn unsrer Erkenntnis ist, das Seiende zu erfassen. Das ist wenigstens in bestimmten Grenzen auch erreichbar. Religiös formuliert, sehen wir im Menschen ein Abbild Gottes. Der Mensch ist von Gott aufgerufen, sich – wie es in der Bibel heißt – ‚die Welt untertan zu machen!‘“

Und zum Schluss wird alles noch mit einigen praktisch-einsichtigen oder lebensstauglichen Argumenten abgerundet und zusammengefasst: *„Aus dieser philosophischen und christlich religiösen Sicht kann ich mich nicht unter die Rubrik ‚passiv und reaktionär‘ einordnen. Selbst große Naturwissenschaftler, die auch im Materialismus Geltung haben, sind gläubige Menschen gewesen. Solche gibt es aber auch in der Gegenwart. Wie viele Christen waren z. Z. des Faschismus nicht passiv, sondern haben aktiv gegen die Unmenschlichkeit dieses Systems Widerstand geleistet und sind dafür in den Tod gegangen! In Lateinamerika – aber auch in anderen Ländern der Erde – sind es Christen, die sich konkret und aktiv – und nicht nur mit Worten – für die Menschenrechte und die Befreiung der unterdrückten Bevölkerungsschichten einsetzen. Und in der DDR“ – so wird jetzt nicht aus Überzeugung, sondern aus Berechnung süffisant argumentiert – „sind die Christen auch nicht Bürger zweiter Ordnung. Mit den anderen arbeiten und forschen sie zum Wohle unserer Gesellschaft. Es gibt in unserem Land eine christliche Partei (CDU), deren Vorsitzender Gerald Götting vor einigen Jahren sogar Volkskammerpräsident war.“ Und alles endet mit der Behauptung: *„Zu arbeiten, zu forschen, unsere Welt zu verändern, sich aktiv für Gerechtigkeit und Frieden einzusetzen: das sind für einen Christen keine Widersprüche zu seiner Weltanschauung. So kann ich – auch ohne Materialist zu sein – aktiv und fortschrittlich leben.“**

1981 hatte ich als Vikar einer katholischen Jugendlichen, die so mutig war, sich darauf einzulassen, diese Argumentationshilfe auch zur Verfügung gestellt. Als Ergebnis bekam sie eine 1 (= sehr gut), zugleich aber auch die Ansage, dass sie mit einer solchen Überzeugung natürlich keinen Studienplatz bekommen könnte.

Religion – Opium des Volkes?

Das zweite Beispiel stammt aus dem Jahr 2018 und hat mich als Bischof von Magdeburg herausgefordert. Anlässlich des 100. Geburtstages von Karl Marx war ich angefragt worden, ob ich für die Mitteldeutsche Zeitung in Halle nicht einen Gastbeitrag zu einem Zitat von ihm schreiben könnte. Dieses lautet: „Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.“ Ohne meine philosophische Grundausrüstung durch Professor Feiereis hätte ich es wohl nicht gewagt, mich darauf einzulassen. So aber habe ich die Gelegenheit ergriffen, mich differenziert damit auseinanderzusetzen und folgendermaßen zu argumentieren:

„Anders als im Staatsbürgerkundeunterricht meiner Schulzeit lese ich diese Äußerung von Karl Marx heute etwas gelassener und differenzierter. Nein, nur ein plumper Betrug ist die Religion für ihn nicht. Derart verächtlich gemacht hat sie erst Wladimir Iljitsch Lenin mit seiner Formulierung ‚Opium für das Volk!‘ Damit verbindet sich ja die Vorstellung, Religion sei ein raffiniertes Instrument der herrschenden Klasse, um die Untertanen gefügig zu halten. Marx hingegen sieht noch, dass Religion in einer ungerechten und unbarmherzigen Welt durchaus Halt verleihen kann, kritisiert aber, dass sie Menschen nicht dazu bringt, sich selbst aus solchen Missständen zu befreien. Damit hatte er nicht ganz Unrecht. Tatsächlich wurde Religion zu seiner Zeit – und wird sie von manchen



gelegentlich auch heute noch – vor allem als Vertröstung auf ein Jenseits verstanden.

Wenn aber – so die marxistisch-leninistische Illusion – die Ursachen für Not und Elend beseitigt wären, hätte die Religion keine Aufgabe und keinen Nährboden mehr. Dazu müsse nur die Arbeiterklasse an die Macht kommen. Bei einer neuen Gesellschaftsordnung und einer – sogenannten – wissenschaftlichen Weltanschauung würde Religion von allein aussterben. Niemand bräuchte sie dann mehr. Da sich das im real existierenden Sozialismus und Kommunismus jedoch komplizierter gestaltete als gedacht, half man brutal nach: durch Agitation und Propaganda, Erziehungs- und Strafmaßnahmen, Diskriminierung und Liquidierung. Aus der theoretischen Religionskritik wurde ein unerbittlicher Kampf gegen alle, die nicht dem dialektischen und historischen Materialismus huldigten.

Dass aus einer solchen ‚Zwangsbeglückung‘ souveräne wie auch der Partei ergebene Persönlichkeiten erwachsen würden, glaubt inzwischen wohl niemand mehr. Letztendlich ist das Vorhaben, ein kommunistisches ‚Paradies auf Erden‘ errichten zu wollen, auch daran gescheitert, dass man den Menschen in seiner Unberechenbarkeit nicht wirklich ernstgenommen, sondern maßlos unter- oder überschätzt hat. Veränderte Verhältnisse allein machen aus ihm noch nicht unbedingt ein besseres Wesen.

Nach wie vor gibt es – wovon Marx ausging – eine ‚bedrängte Kreatur‘, eine ‚herzlose Welt‘ und ‚geistlose Zustände‘, nur auf einer höheren Entwicklungsstufe. Manche der Betroffenen werden damit allein fertig, finden trotzdem Halt im Leben und gestalten es würdevoll. Andere verzweifeln oder versuchen, den äußeren Druck und die innere Leere zu betäuben, jetzt aber mit allerlei weltlichen Drogen. Wer heutzutage jedoch mit Religionen in Kontakt kommt, wird feststellen, dass kaum eine von ihnen einschläfernd ist. Im Gegenteil! Aufgrund mancher sich missbräuchlich auf sie berufender Fanatiker gelten einige sogar als gefährliche Brandstifter. Allgemein aber steckt in fast allen Religionen eine kritische wie konstruktive Motivations- und Gestaltungskraft, kann Glaube ein wirkliches Lebenselixier sein. Wie oft haben zum Beispiel Christen schon Widerstand geleistet, wenn die Menschenwürde in Gefahr war, sich um Versöhnung und Frieden bemüht oder für eine Verbesserung

der sozialen Verhältnisse eingesetzt. Und auch künftig braucht es nicht nur Mut und Elan, sondern ebenso Ideale, um die Welt nicht gleichgültig oder resigniert sich selbst zu überlassen, sondern mit dazu beizutragen, dass sie gerechter, barmherziger und liebevoller wird.

Wenn den Kirchen gerade in jüngster Zeit zunehmend vorgehalten wird, sie würden sich zu stark in die Politik einmischen und damit ihre eigentliche Aufgabe – die Seelsorge an den Einzelnen – vernachlässigen, scheint das eher dem Religionsverständnis zu entsprechen, das Marx damals kritisieren zu müssen meinte. Nein, für wache Christen und eine dem Evangelium verpflichtete Kirche gehören sowohl Glaube und Vernunft als auch zeitliches und ewiges Leben zusammen. Schließlich trägt jemand, der auf eine Zukunft hoffen darf, zugleich Verantwortung für die Gegenwart. Christlicher Glaube ist keine ‚weltlose Innerlichkeit‘. Von daher dürfte die Marx’sche Religionskritik schon lange ins Leere laufen.“

Sind Christen Atheisten?

Das dritte Beispiel schließlich führt in meine Zeit als Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ostkirchenkunde zurück und steht im Zusammenhang mit der Festschrift, die für Konrad Feiereis zu dessen 65. Geburtstag im Jahr 1996 unter dem Titel „Von Gott reden in säkularer Gesellschaft“ erschien. Wie war es möglich, unter diesem Thema einen aus der Sicht meines Fachbereichs angemessenen Beitrag zu leisten? Als dazu passenden Ausgangspunkt fand ich den heutzutage sicher zunächst höchst befremdlich erscheinenden Vorwurf, der den Christen vielfach vom 2. bis zum 4. Jahrhundert durch Vertreter der heidnischen Umwelt gemacht worden war, nämlich Atheisten zu sein. Wie ist diese sonderbar anmutende Kritik zu verstehen? Welche Bedeutung ist ihr beizumessen? Diesen Fragen bin ich nachgegangen und infolge detaillierter Untersuchungen dabei zu folgenden Erkenntnissen gelangt:

„Überblickt man die gesamte Kontroverse unter Beachtung des antiken Religionsverständnisses, so erscheint zunächst einmal von Bedeutung, dass sich mit dem Atheismus-Vorwurf unterschiedliche Vorstellungen verbanden. Antichristlich ausgerichtet zielte er offensichtlich in erster Linie gegen eine Distanzierung von den alten religiösen Traditionen und vom öffentlichen Kult. Das entsprach weitgehend auch dem früheren

Gebrauch gegenüber religionskritischen Philosophen und Dichtern; nur scheint in den innerheidnischen Auseinandersetzungen die Möglichkeit einer grundsätzlicheren Leugnung Gottes gelegentlich stärker im Blick gewesen zu sein. In der christlichen Argumentation spielte der theoretische Aspekt dann sogar noch eine größere Rolle: Man erörterte zwar auch rituelle Äußerlichkeiten, war aber noch viel mehr – oder sogar vor allem – daran interessiert, den eigenen Glauben philosophisch-theologisch zu begründen und zu verteidigen.

Will man den Gegensatz zwischen den beiden Kontrahenten – Heiden und Christen – inhaltlich noch tiefer fassen, ist erst einmal auszuschließen, dass hierbei eine absolute Leugnung alles Göttlichen zur Debatte gestanden hätte. Worum ging es aber dann? Letztendlich sah man in der jeweils anderen religiösen Position die Infragestellung der eigenen. Erschien den Heiden der christliche Gottesglaube als Atheismus, so den Christen der heidnische Götterglaube. Bestritten die einen den universalistischen Anspruch des jüdisch-christlichen Ein-Gott-Glaubens, wehrten sich die anderen gegen die griechisch-römischen Vorstellungen nebeneinander existierender Götter. Monotheismus wie Polytheismus mussten sich gleichermaßen gefallen lassen, für die einen jeweils die wahre Religion zu verkörpern, für die anderen dagegen gottloser und ‚atheistischer‘ Aberglaube zu sein. Dahinter stand sicher auch der Widerstreit zwischen einer traditionellen Volksreligion, die mythisch geprägt war, und dem neuen, philosophisch herausfordernden Glauben einer Elite, die zur missionarischen Offensive im ganzen Römischen Reich überging. Dabei erschienen die Christen den Römern gefährlicher als die Juden, weil sie sich nicht wie diese als ein eigenständiges Volk verstanden und behandeln ließen, sondern kosmopolitisch orientiert waren.

Bemerkenswert ist außerdem, dass die Atheismus-Kritik am Christentum im Laufe des 3. Jahrhunderts im Osten offensichtlich zurückgegangen ist. Dies könnte ohne weiteres damit zusammenhängen, dass die Christen nach einer verhältnismäßig ‚religionslosen‘ oder wenigstens ‚religionskritischen‘ Phase äußerlich immer kultischer wurden, so dass der Vorwurf – einst hauptsächlich durch das äußere Erscheinungsbild provoziert – aus heidnischer Sicht allmählich seine Berechtigung verlor. Auch wenn diese Entwicklung – vor allem seit der Konstantinischen Wende – weiterging und das Christentum in vielem zum Erben antiker Religiosität wurde, hat es andererseits doch ebenfalls seinen damals als ‚atheistisch‘

empfundenen philosophisch-aufklärerischen Charakter bewahrt. Seine ‚Entgötterung‘ der Welt und ‚Entweltlichung‘ des Gottesbegriffs werden sogar als Voraussetzung des neuzeitlichen Säkularismus und Atheismus betrachtet. Angesichts dieser Folgen erscheint es Christen heutzutage nicht immer leicht, angemessen und ausgewogen zu reagieren: einerseits Religion vernünftig zu begründen und gläubig zu bezeugen, andererseits aber auch deren mögliche Fehlformen kritisch anzufragen.“

Auch wenn sich der Atheismus-Vorwurf gegen die Frühen Christen „nicht ohne weiteres in die gegenwärtige Zeit“ übertragen lässt, soll doch „im Blick auf die überstandenen sozialistischen Verhältnisse“ noch „ein kleiner Vergleich gewagt werden. Die marxistisch-leninistische Ideologie mit ihrem atheistischen Wesenszug ähnelte wenigstens in drei Punkten der damaligen heidnischen Auffassung: Sie trug auch religiöse Züge, verstand sich als staatstragend und erwartete von allen loyale Ergebenheit, nicht unbedingt persönliche Überzeugung. Wer sich auf diese oder jene Art verweigerte und den ‚sozialistischen Staatsgöttern‘ nicht huldigte, geriet damit in eine Rolle, die durchaus mit der verglichen werden könnte, in der sich die des Atheismus verdächtigten Christen der ersten Jahrhunderte befanden. Darin aber wird die kritische Funktion des Christentums auch weiterhin bestehen: falsche Götter zu entlarven und pseudoreligiöse Systeme ihrer Gottlosigkeit zu überführen.“

Und das betrifft nicht nur außerkirchliche Phänomene. Auch im Christentum kann es ja vorkommen, dass – wie im Marxismus-Leninismus mit seinem absoluten Wahrheitsanspruch – die angeblich reine Lehre als geschlossenes System betrachtet wird, dem sich alle nur ein- oder unterzuordnen haben. Als katholischer Christ mit fast vierzigjähriger DDR-Sozialisation bedrückt es mich da schon, wenn sich seit einiger Zeit der Eindruck verstärkt, Kirche sei auch nur eine Ideologie mit ‚Wagenburgmentalität‘ und sektiererischen Zügen oder ein ‚Allerwelts-Tummelplatz‘ von Willkür und Beliebigkeit. Nichts gegen unterschiedliche Meinungen, aber manche beanspruchen inzwischen rigoros, im Besitz der Wahrheit zu sein, verstehen sich dabei sogar als besonders katholisch und scheuen sich auch nicht davor, andere unter Druck zu setzen und sie zu diffamieren oder zu denunzieren. In größeren Bistümern mögen sich solche Extreme noch verlieren, in kleineren belastet so etwas mehr. Kontraproduktiv wird dies vor allem, wenn jemand mit westdeutscher Sozialisation meint, katholischen

Christen in den neuen Bundesländern beibringen zu müssen, was wahrhaft katholisch sei. Das ist angesichts unserer Glaubenserfahrung unter ganz anderen Bedingungen und unseres sorgenvollen Ringens um verantwortbare Lösungen im Geiste Jesu Christi mehr als anmaßend. Falsche Götter zu entlarven und pseudoreligiöse Systeme ihrer Gottlosigkeit zu überführen, erscheint heute auch innerkatholisch vonnöten zu sein. Wenn es uns dabei als Kirche nicht gelingt, aus dem Korsett von sturen Denkverboten, dogmatischen Verkrustungen und totalitären Anmaßungen auszubrechen, werden wir den gleichen Niedergang oder Zusammenbruch erleben wie der real existierende Sozialismus mit seiner marxistisch-leninistischen Überforderung.

Und wie verstehen sich meine Ausführungen nun im Zusammenhang mit der heutigen Veranstaltung? In meiner Schulzeit musste ich mich einmal mit dem Text von Bertolt Brecht „Die Teppichweber von Kujan-Bulak ehren Lenin“ beschäftigen. Darin wird erzählt, wie zwanzig ärmliche und fiebergeschüttelte Teppichweber im südlichen Turkestan zu Ehren des Genossen Lenin weder eine gipserne Büste von ihm aufstellten noch irgendwelche Demonstrationen veranstalteten oder ihre Kinder nach ihm benannten, sondern von ihren mühsam erworbenen Kopeken Petroleum kauften und es in den Sumpf gossen, um die Stechmücken – die Urheber ihres Fiebers – zu bekämpfen. Und dann heißt es: „So nützten sie sich, indem sie Lenin ehrten, und ehrten ihn, indem sie sich nützten, und hatten ihn also verstanden.“ Auch ich bin nur punktuell auf Konrad Feiereis eingegangen, habe aber an einigen Beispielen versucht aufzuzeigen, wie er eindrucksvoll und segensreich nachgewirkt hat, und hoffe, ihn damit gebührend geehrt und verstanden zu haben.

Ökumene liegt auf Eis

Die Beziehungen zur Russischen Orthodoxen Kirche
sind durch den Ukraine-Krieg belastet

Interview von Oliver Gierens, Tag des Herrn vom 22. Mai 2022



Oliver Gierens, TdH

TdH: Sie sind der Ökumene-Bischof der Deutschen Bischofskonferenz. Der russisch-orthodoxe Patriarch Kyrill I. stellt sich bedingungslos hinter Putin und seinen Angriffskrieg gegen die Ukraine. Wie stark belastet diese Haltung des Moskauer Patriarchats die ökumenischen Beziehungen?

Feige: Momentan sind viele Beziehungen unterbrochen oder ausgesetzt. Das betrifft auch den theologischen Dialog zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und dem Moskauer Patriarchat. Ebenso wurde ein Treffen von Papst Franziskus mit Patriarch Kyrill, das möglicherweise im Juni im Nahen Osten hätte stattfinden sollen, wieder abgesagt. Und von einigen kam auch die Forderung, die Russische Orthodoxe Kirche aus dem Weltrat der Kirchen auszuschließen. Insgesamt kann man von einer ökumenischen Zeitenwende sprechen. Sicher ist es wichtig und richtig, nicht völlig auf Distanz zu gehen. Es muss aber wohl grundsätzlich wieder einmal überlegt werden, unter welchen Voraussetzungen ökumenische Dialoge überhaupt sinnvoll erscheinen und unter welchen Umständen sie nicht zu verantworten sind.

TdH: Nun ist die Orthodoxie sehr vielstimmig – was erleben Sie in direkten Gesprächen mit orthodoxen Christen, welche Stimmen und Ansichten nehmen Sie dort wahr?

Feige: Außerhalb Russlands positioniert man sich in orthodoxen Kreisen größtenteils sehr kritisch. Das Unverständnis und die Empörung sind groß. Selbst in der Ukrainischen Orthodoxen Kirche, die zum Moskauer Patriarchat gehört, wächst der Widerstand gegen den

eigenen Patriarchen. Viele orthodoxe Christen finden es ganz einfach unerträglich, dass dieser Krieg religiös verbrämt wird. Manche betonen auch, sich aus der Politik heraushalten zu wollen, sehen sich aber in Solidarität mit den Ukrainern.

TdH: Welche politischen Forderungen seitens der Ostkirchen nehmen Sie wahr – beispielsweise im Hinblick auf das Engagement Deutschlands für die Ukraine?

Feige: Allen – so meine Wahrnehmung – ist in erster Linie der sehnliche Wunsch gemeinsam, dass dieser schreckliche Krieg so schnell wie möglich ein Ende nimmt und dass den davon Betroffenen wirksam geholfen werden kann – entweder in der Ukraine selbst oder im Ausland, wenn sie geflüchtet sind. Ganz konkrete Forderungen von kirchlicher Seite sind mir nicht bekannt.

TdH: Viele ukrainische Flüchtlinge kommen derzeit zu uns, landen auch in Sachsen-Anhalt. Allein in der Ukraine gibt es zwei orthodoxe Kirchen – eine dem Moskauer Patriarchat unterstellte und eine selbstständige – sowie die mit Rom unierten griechisch-katholischen Christen. Wie verändert dieser Zuzug den ökumenischen Dialog?

Feige: Meiner Meinung nach lässt sich das gegenwärtig noch nicht sagen. Zu viel ist in Bewegung. Und man weiß ja auch noch nicht, wie lange der Krieg dauert und wie er ausgehen wird. Sicher werden die meisten Ukrainer bald wieder in ihre Heimat zurückkehren wollen. Auf jeden Fall sollten wir erst einmal sensibel sein und wahrnehmen, welche von ihnen Christen sind – das sind wohl die meisten – und dann versuchen, ihnen Kontakte zu Gemeinden oder Gottesdiensten ihrer jeweiligen Kirchen zu vermitteln. Das ist nicht ganz leicht, aber ich hoffe, dass wir demnächst auch von Seiten der Bischofskonferenz eine kleine Handreichung und Hilfe dazu geben können.

TdH: Wie kann es gelingen, die vielen unierten und orthodoxen Christen hier zu integrieren – und was kann das Bistum Magdeburg dazu beitragen?

Feige: Auf jeden Fall ist es zunächst wichtig, ihnen dabei zu helfen, sich bei uns zurechtzufinden, alle Formalitäten zu erledigen und die deutsche

Sprache zu erlernen. Mehrheitlich sind es orthodoxe Christen, da die meisten Flüchtlinge aus der Ost- und Zentralukraine kommen. Unierte Christen sind eher in der Westukraine ansässig. Für letztere haben wir im Bistum zwei Gottesdienstmöglichkeiten, eine in Magdeburg und eine in Halle. Orthodoxe Christen können zu jeder orthodoxen Kirche gehen – das heißt, Ukrainer auch zur Griechischen, Rumänischen, Serbischen, Bulgarischen oder eben Russischen Orthodoxen Kirche. Leider haben wir in unserer Region nicht eine so große Vielfalt, sodass eigentlich nur russische Gemeinden in Frage kommen.

TdH: Traditionell sind in Ostdeutschland die Beziehungen zwischen Deutschen und Russen recht gut. Dennoch leben auch hier viele Menschen, die das Vorgehen Putins unterstützen – vielleicht auch, weil sie überwiegend russische Medien konsumieren. Wo sollten wir da als Christen eine „rote Linie“ ziehen?

Feige: Persönlich, muss ich sagen, sind mir solche Putin-Anhänger noch nicht begegnet. Aber es gibt sie. Richtwerte für uns Christen sind die Menschenwürde und deren Verteidigung, die Solidarität mit den Leidenden und die Sicherung des Gemeinwohls. Man könnte auch sagen: die Liebe zu Gott und zum Nächsten. Dafür gilt es, klar Position zu beziehen. In keiner Weise ist ein solcher Angriffskrieg zu rechtfertigen, auch nicht aus nationalen, und schon gar nicht aus religiösen Gründen.

TdH: Die Orthodoxen haben erst vor kurzem das Osterfest nach ihrem liturgischen Kalender gefeiert. Waren Sie selbst bei einer Osterliturgie dabei?

Feige: Leider in diesem Jahr nicht, dazu hatte ich keine Zeit. Aber die Russische Orthodoxe Gemeinde von Magdeburg hat ihre Osternacht in unserer katholischen Kathedrale gefeiert. Sie selbst hat nur eine kleine Kapelle und ist immer wieder auf der Suche nach einem größeren Raum. An dieser Liturgie haben auch Ukrainer teilgenommen. Außerdem, und da freue ich mich sehr, konnte ich über den russischen Erzpriester von Magdeburg einen Ostergottesdienst für ukrainische Flüchtlinge in einer anderen Stadt in der Region vermitteln. Zusammen mit ihm hat sich dorthin auch noch ein anderer orthodoxer Priester auf den Weg gemacht, der wohl aus der Ukraine stammt und mit seiner Familie hier nach Magdeburg geflüchtet ist. Durch diese improvisierte Möglichkeit

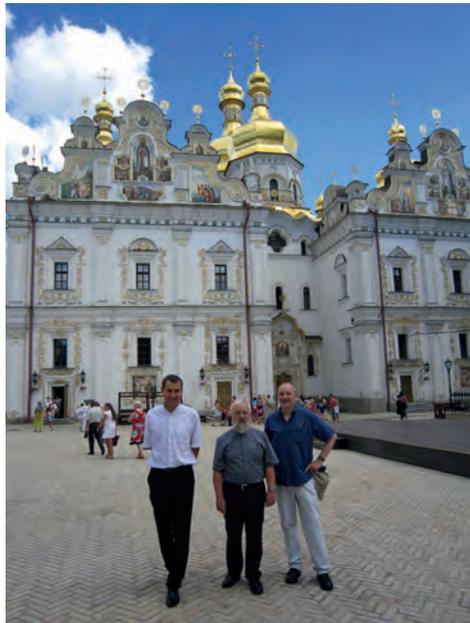
konnten wenigstens einige der zu uns geflüchteten orthodoxen Christen aus der Ukraine noch auf ihre Weise Ostern feiern.

TdH: Das heißt, in dieser Gemeinde besteht noch ein gutes Einvernehmen zwischen Russen und Ukrainern?

Feige: Ja, weil die meisten Menschen aus der Ostukraine auch Russisch sprechen. Hier geht es im Gottesdienst weniger um nationale Interessen als um das Wesentliche des christlichen Glaubens und die Botschaft des Osterfestes. Von daher spiegelt sich in diesen Gemeinden auch nicht unbedingt der Kriegsgegensatz wider. So hat es mir der russische Erzpriester gesagt, und so habe ich es auch aus anderen Teilen Deutschlands gehört.

TdH: Auch hier im Bistum sind viele katholische Organisationen wie Caritas oder Malteser, aber auch zahlreiche Gemeinden, in der Hilfe für ukrainische Flüchtlinge engagiert. Wie erleben Sie heute, mehr als zwei Monate nach Kriegsausbruch, diesen Einsatz für die Menschen aus der Ukraine?

Feige: Vor kurzem konnte ich mich erst wieder davon überzeugen, wie sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas und der Pastoral sowie Ehrenamtliche hoch motiviert um die Integration von Flüchtlingen aus der Ukraine kümmern. Das war in Halberstadt der Fall, im Rahmen einer Visitation. Mich beeindruckt, mit welchem Engagement aber auch anderswo geholfen wird. Manche haben Wohnraum zur Verfügung gestellt, packen auf vielfältige Weise tatkräftig mit an oder spenden großzügig. Und an unseren Schulen nehmen, wie ich gehört habe, schon einige ukrainische Kinder am Unterricht teil.



Bischof Feige beim Besuch in Kiew 2013

Zwischen „babylonischer Verwirrung“ und „geistvoller Verständigung“

Firmpredigt 2022

Warum ist die Welt so, wie sie ist? Warum bietet sie nicht nur Wunderbares, sondern auch Unerträgliches? Warum erleben wir nicht nur paradiesische Momente, sondern auch höllische Zustände? Warum gibt es so viele Spannungen und Konflikte, so viel Hass und Gewalt, und jetzt auch noch diesen sinnlosen und grausamen Krieg in der Ukraine? Warum verstehen sich Menschen so wenig, obwohl es nie zuvor in der Geschichte so viele Kommunikationsmöglichkeiten gab wie heute? Ständig sind wir ja miteinander in Kontakt, wird telefoniert oder geskypt, gemailt, gechattet und getwittert, sogar fast grenzenlos und weltweit. Wäre es da nicht konsequent, dass auch die Mauern in unseren Köpfen verschwinden? Stattdessen teilen wir die Menschen immer noch ein in arm und reich, ausländisch und einheimisch, willkommen und nicht willkommen. Statt miteinander ins Gespräch zu kommen und sich zu verständigen, werden Beziehungen abgebrochen und Kriege geführt. Warum ist die Welt so, wie sie ist?

Babylonische Verwirrung

Offensichtlich beschäftigt die Menschen diese Frage bereits von Anfang an. Die erste Lesung, die wir heute über den Turmbau zu Babel gehört haben und die über 2500 Jahre alt ist, versucht darauf nämlich schon eine Antwort zu finden (Gen 11,1-9). „Die ganze Erde“ – so beginnt die Erzählung – „hatte eine Sprache und ein und dieselben Worte.“ (Gen 11,1) Und sie hält uns vor Augen, was wir Menschen alles schaffen könnten, wenn wir wirklich mit einer Sprache sprechen würden: einen Turm bis in den Himmel könnten wir bauen. Vielleicht spricht uns heute das Bild vom Turm nicht mehr so sehr an. In vielen Städten gibt es inzwischen selbstverständlich Häuser und Türme, die bis in den Himmel zu ragen scheinen. Aber zur Zeit der Abfassung der Bibel war das etwas, was mit großer Mühe und Anstrengung verbunden war, ein Weltwunder gewissermaßen. Das konnte ein Mensch allein nicht schaffen, dazu brauchte es eine ganze Gemeinschaft; alle mussten mit anpacken. Wenn man das Bild vom Turm bis in den Himmel nicht wörtlich versteht, könnte

es auch zum Ausdruck bringen, dass wir Menschen die Chance haben, Großes zu leisten, wenn wir zusammenhalten und uns als Gemeinschaft verstehen. Gott hat uns dafür die Sprache gegeben, dass wir miteinander sprechen, einander zuhören und einander zu verstehen versuchen.

Stattdessen aber – so heißt es in der Erzählung – werden die Menschen hochmütig und wollen sich einen Namen machen. (Gen 11, 4), wollen besser sein als andere und auf sie herabschauen. Und der Name „Babel“ – gemeint ist die berühmte Stadt Babylon im Zweistromland in Vorderasien – steht für diesen Hochmut und diese Überheblichkeit. Übersetzt bedeutet der Name „Wirrsal“. Wenn wir uns nicht mehr als eine Gemeinschaft aller Menschen begreifen, dann entsteht eine solche Verwirrung untereinander, können wir uns auch nicht mehr verstehen.

Geistvolle Verständigung

Im Gegensatz dazu wirkt die zweite Lesung, die wir gehört haben, wie ein Versuch, die ursprüngliche Einheit der Menschen wieder herzustellen. Es ist die Erzählung von Pfingsten (Apg 2,1-11). Die Jünger und Jüngerinnen Jesu waren als Gemeinschaft versammelt. „Und (plötzlich)“ – so heißt es in der Apostelgeschichte – „erschieden ihnen Zungen wie von Feuer, die sich verteilten; auf jeden von ihnen ließ sich eine nieder. Und alle wurden vom Heiligen Geist erfüllt und begannen, in anderen Sprachen



Firmanden bei der Firmung in Bernburg

zu reden, wie es der Geist ihnen eingab." (Apg 2, 4) Zunächst hat man den Eindruck, dass auch hier eine Sprachverwirrung ausgebrochen zu sein scheint. In Wirklichkeit aber bahnt sich etwas anderes an. Vor der Tür des Hauses, in dem die Jüngerinnen und Jünger beieinander waren und wo sie – vom Geist erfüllt – nun in verschiedenen Sprachen wild durcheinander sprachen, hatte sich eine große Menschenmenge eingefunden, aus – wie es heißt – „allen Völkern unter dem Himmel“, also aus den unterschiedlichsten Ländern und mit den unterschiedlichsten Muttersprachen, gewissermaßen ein Symbol dafür, wie gespalten die Menschheit ist, wie man zumeist nebeneinander existiert, ohne miteinander zu sprechen oder sich zu verstehen. Dann aber heißt es, dass die Menge ganz bestürzt war, „denn jeder hörte sie in seiner Sprache reden“. Und man fragte sich, wie das komme, da doch die Jünger und Jüngerinnen Jesu nur einfache Menschen aus Galiläa seien. Es ist der Geist Gottes, der das vermag. Er will in aller Verschiedenheit wieder Einheit stiften. Unterschiedliche Sprachen sind kein Hindernis mehr. Die Botschaft von den großen Taten Gottes, die in Jesus Christus sichtbar geworden sind – in seinem Leben und Sterben, vor allem aber in seiner Auferstehung – gehen zu Herzen und können von allen verstanden werden.

Eine kraftvolle Bewegung kommt ins Rollen, die nicht mehr zu bremsen ist, auch nicht durch politischen Widerstand und militärische Gewalt. Aus einer gewissermaßen jüdischen Sekte am Ostrand des Römischen Reiches wird im Laufe der Zeit eine Weltkirche, das Evangelium gelangt tatsächlich bis an die Grenzen der Erde, und noch heute spiegeln viele Kulturen, Wertvorstellungen und Lebenspraktiken seinen Geist wider. Auch wenn es in der Kirche immer wieder Konflikte und Spaltungen, Hochmut und Machtmissbrauch gab und gibt, so versteht sie sich doch durch die Zeiten hindurch – ihrem Ursprung und ihrer Sendung getreu – als Zeichen und Werkzeug der Einheit und Versöhnung. Damit ist keine Gleichschaltung oder Uniformität gemeint, sondern eine Einheit in Vielfalt, eine Einheit im Verstehen über die Grenzen von Völkern und Nationen, Kulturen und Parteiungen hinaus. Katholisch zu sein, bedeutet darum auch nicht, engstirnig und sektiererisch oder borniert und kleinkariert zu sein, sondern einen weiten Geist und einen langen Atem zu haben und sich ständig zu erneuern.

Unsere Geschichte

Liebe Firmlinge, liebe Schwestern und Brüder, und wir? Wo spielen wir mit? In welcher Geschichte? In der von Babel oder in der von Pfingsten? Aus welchem Geist leben wir und was folgt daraus? Wenn wir ehrlich sind, müssen wir wohl sagen: Wir spielen in beiden Geschichten. Manchmal tragen wir mit zur Verwirrung und Spaltung bei, manchmal aber auch zur Verständigung und Versöhnung. Wir sind nicht immer Helden oder Heilige; und Kirche ist keine Elitetruppe. Ihr eigentliches Geheimnis ist das Wunder der Gnade: Gott kann auch auf krummen Zeilen gerade schreiben, kann auch durch Begrenztheit und Unvollkommenheit Gutes bewirken.

Durch die Taufe werden gläubige Menschen seit eh und je in diese weltweite Hoffnungsbewegung aufgenommen. Im Sakrament der Firmung werdet ihr – liebe Firmlinge – heute zudem in besonderer Weise mit dem Geist



Gruppenbild der Bernburger Jugendlichen mit Bischof

Gottes beschenkt, der Gemeinschaft stiftet, untereinander verbindet und zur Einheit beiträgt. Dadurch sollt ihr aber kein Einheitsbrei werden und alles ablegen, was euch ausmacht und womit ihr begabt seid. Im Gegenteil: Der Geist Gottes stiftet Einheit in Vielfalt. Dabei sind auch eure Talente, eure Ideen und eure Meinung gefragt. Und das Sakrament, das ihr heute empfangt, soll euch darin bestärken und dazu ermutigen, mit allen Menschen guten Willens eine Sprache zu sprechen und dadurch Großes zu bewirken.

„Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt ist, wie sie ist, / Es wär' nur deine Schuld, wenn sie so bleibt.“ So heißt es in einem Lied der Band „Die Ärzte“. Dieser Vers – liebe Firmlinge, liebe Schwestern und Brüder – gilt uns allen. Er will keine Schuldzuweisung sein, sondern eine Ermutigung, uns geistvoll in unsere Welt und unsere Zeit einzubringen, nicht gleichgültig wegzuschauen, sondern bewusst Haltung zu zeigen. Es liegt also durchaus auch an uns selbst, wie sich alles entwickelt.

„Warum noch Ökumene? Die Suche nach Einheit in postkonfessioneller Zeit“

Statement auf einem Podium beim Katholikentag in Stuttgart
am 27. Mai 2022

Warum noch Ökumene? Auf diese Frage möchte ich zunächst mit einer Gegenfrage antworten: Warum keine Ökumene mehr? Denn der erste und tiefste Beweggrund für die Ökumene, sozusagen ihr innerster Motor, ist der Auftrag Jesu an seine Jünger, eins zu sein. Im Gebet am Abend vor seinem Tod bittet er den Vater „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17,21). Das ökumenische Bemühen ist also nicht in unser Belieben gelegt. Und es ist kein Selbstzweck. Es ist im Sendungsauftrag der Kirche verankert. Denn das Eins-Sein der Jünger, um das Jesus den Vater bittet, ist entscheidend für die Glaubwürdigkeit ihres Zeugnisses. Dies gilt zu allen Zeiten, auch wenn es leider nicht immer und von allen so gesehen und gelebt wurde. Es dauerte bekanntlich bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts,

bis aus dieser Einsicht eine breite Bewegung wurde, und nochmals mehr als ein halbes Jahrhundert, bis die katholische Kirche offiziell in diese Bewegung eingetreten ist. Warum aber ist Ökumene auch in der so genannten postkonfessionellen Zeit, in der die Konfessionen und Unterschiede im Bekenntnis an Bedeutung zu verlieren scheinen, wichtig? Und wie sollte sie heute und künftig konkret gestaltet werden, damit wir in unserem Bemühen um Einheit weiter voranschreiten? Dazu möchte ich im Folgenden einige Aspekte benennen.

1. Die theologischen Dialoge müssen weitergeführt und intensiviert werden. Ohne die Mühe um eine Verständigung in strittigen Fragen ist eine tragfähige Einheit nicht zu bekommen. Wir müssen uns aber auch der Tatsache stellen, dass aus den vergangenen Jahrzehnten zwar eine Fülle ökumenischer Dokumente vorliegt. Die fünf dicken Bände der „Dokumente wachsender Übereinstimmung“, die den Zeitraum von 1931 bis 2019 umfassen, machen dies anschaulich. Aber wie steht es um die offizielle kirchenamtliche Rezeption? Sie ist bislang nur in der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre gelungen. Zunächst als ein bilateral von der katholischen Kirche und dem Lutherischen Weltbund getragenes Projekt begonnen, haben sich später auch Methodisten, Anglikaner und Reformierte angeschlossen. So wurde die Gemeinsame Erklärung zu einem ökumenischen Erfolgsprojekt, an dem



die großen kirchlichen Konfessionen des Westens beteiligt sind. Aber diese Erfolgsgeschichte ist bislang singulär. Wir brauchen dringend einen Qualitätssprung, damit die in den Dialogen aufgezeigten theologischen Annäherungen von den Kirchen verbindlich bestätigt werden und zu konkreten Ergebnissen führen. Dies sage ich bewusst auch mit Blick auf die Frage der Eucharistie- und Abendmahlsgemeinschaft, wo der Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen mit seinem Votum „Gemeinsam am Tisch des Herrn“ wichtige neue Impulse gesetzt hat, die die Kirchen herausfordern.

2. Ein zentrales Thema, das dringend der weiteren Erörterung und Klärung bedarf, ist das der ökumenischen Zielvorstellungen. Die Antworten, die die Kirchen darauf geben, korrelieren aufs Engste mit dem jeweiligen Kirchenverständnis und rühren damit an den innersten Kern des jeweiligen Selbstverständnisses. Gemeinsame Antworten gibt es bislang nicht, sondern eher Leitplanken, innerhalb derer die Zielbestimmung weiter zu konkretisieren ist. Das Ziel kann weder eine starre Uniformität, die ja auch innerhalb der katholischen Kirche nicht gegeben ist, noch beliebiger Pluralismus sein. Häufig wird heute sichtbare Einheit in versöhnter Verschiedenheit als das Ziel der Ökumene ausgegeben. Aber auch wenn man sich hierauf verständigt, ist weiter darüber nachzudenken, welche Gestalt die sichtbare Einheit haben könnte, und auszuloten, wie Einheit und Vielfalt sich zueinander



Bischöfin Kirsten Fehrs und Bischof Gerhard Feige bei einem ökumenischen Gottesdienst auf dem Katholikentag in Stuttgart

verhalten. Hier haben die Kirchen sowohl jeweils für sich als auch gemeinsame Hausaufgaben.

3. Bestehende ökumenische Beziehungen müssen weiter gepflegt und vertieft werden. In Christus verbunden sind wir einander Brüder und Schwestern. Dies hat die Ökumenische Bewegung neu bewusst gemacht. Daraus folgt, dass unser Miteinander von echtem Interesse aneinander, wechselseitiger Offenheit füreinander sowie Respekt und Verständnis im Umgang miteinander geprägt sein sollte. Es bedeutet auch, dass sich nicht einer über den anderen erheben und sich selbst zum Maßstab machen darf. Das sage ich auch selbstkritisch mit Blick auf die katholische Kirche. Genauso wenig ist es zukunftsweisend, wenn die so genannte Basis, die doch schon viel weiter sei, gegen die Kirchenleitungen, die als Bremsklotz alle Fortschritte behindere, gegeneinander ausgespielt werden. Solche Gegenüberstellungen führen nicht weiter, und es gibt auf allen Ebenen solche, die schneller voranschreiten, und andere, die zögerlich sind. Die Ökumene braucht die Beteiligung aller, wenn wir auf dem Weg zu mehr sichtbarer Einheit in versöhnter Verschiedenheit vorankommen wollen. Und sie braucht auf allen Ebenen immer wieder das Aufbrechen von Selbstgenügsamkeit, die sich leicht mit einer Wagenburgmentalität und absoluten Wahrheitsansprüchen paart, hin zu einer Haltung der Offenheit und des Vertrauens.

Die Corona-Pandemie mit ihren vielfachen Kontaktbeschränkungen hat auch die Ökumene in Mitleidenschaft gezogen. Es haben sich zwar neue, digitale Begegnungsformen entwickelt, aber diese können persönliche Begegnungen nicht ersetzen. Nachdem sich die Situation inzwischen entspannt hat, können die alten Beziehungsfäden wieder aufgenommen werden. Gute Beziehungen und menschliche Verbundenheit wirken auch auf die theologischen Dialoge positiv zurück. Als nicht-theologischer Faktor sind sie in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen.

4. Das gemeinsame Handeln auf allen Ebenen muss fortgeführt und weiter gestärkt werden. Eine häufig zitierte, aber lange noch nicht selbstverständlich umgesetzte Selbstverpflichtung der Charta Oecumenica kann den Weg weisen. Sie lautet: „Wir verpflichten uns, auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens gemeinsam zu handeln, wo die Voraussetzungen dafür gegeben sind und nicht Gründe des Glaubens oder größere Zweckmäßigkeit dem entgegenstehen“ . Nicht

das gemeinsame Handeln ist also begründungspflichtig, sondern das getrennte Handeln bedarf der Begründung. In den Gemeinden, den Diözesen und Landeskirchen und auch auf Deutschlandebene gibt es bereits ein breites Netz ökumenischer Zusammenarbeit insbesondere im sozial-caritativen Bereich und in der kategorialen Seelsorge wie etwa der Kranken- oder Hospizseelsorge, der Telefonseelsorge oder der Notfallseelsorge. An diesem Netz müssen wir weiter knüpfen. Neben gemeinsamen Aktivitäten werden, nicht zuletzt aufgrund knapper werdender personeller und finanzieller Ressourcen, auch Formen einer arbeitsteiligen oder stellvertretenden Ökumene an Bedeutung gewinnen.

5. Die Ökumene steht im Dienst an der Einheit der ganzen Menschheit. Wenn wir als Christen mit Gott und untereinander im Frieden sind, können wir die christliche Friedensbotschaft umso glaubwürdiger verkünden. Angesichts aktueller Entwicklungen einer zunehmenden Individualisierung und Polarisierung mit den Gefahren von gesellschaftlicher Zersplitterung und Spaltung müssen wir uns als Christen fragen: Schaffen wir es, nicht selbst an diesen Entwicklungen zu partizipieren oder sie vielleicht gar zu verstärken? Wenn wir den Krieg in der Ukraine verurteilen und seine religiöse Legitimierung durch Patriarch Kyrill zurückweisen, müssen wir uns zugleich fragen und fragen lassen, ob wir genug für eine Versöhnung der Völker, Kulturen und Religionen und damit für den Frieden getan haben und tun. Unbestreitbar ist, dass die Kirchen in der Gesellschaft besser wahrgenommen werden, wenn sie mit einer Stimme sprechen. Aber wir wissen alle, dass das nicht immer gelingt. Wenn es gelänge, Modelle zu entwickeln und umzusetzen, wie wir in Konfliktsituationen miteinander umgehen, könnte auch dies eine Strahlkraft über den kirchlichen Raum in die Welt hinein entfalten.

Gerade in ethischen Themen sind in den letzten Jahren einzelne begrenzte Dissense offenkundig geworden, die im Blick auf unser Auftreten in der Gesellschaft ein stärkeres Gewicht haben als die klassischen Kontroversen, zu denen in den Dialogen der Vergangenheit mehr oder weniger große Annäherungen erreicht wurden. Es wächst die Einsicht, dass abweichende Positionen gerade in ethischen Fragen oft nicht konfessionell, sondern kulturell bedingt sind und dass die kulturellen Unterschiede nicht zwischen den Konfessionen verlaufen, sondern durch die Kirchen hindurchgehen. Solche kulturellen Faktoren müssen wir sicher künftig noch stärker in den Blick nehmen.

6. Die geistliche Ökumene ist und bleibt das Herzstück jeder Ökumene. Sie ist, wie das Zweite Vatikanische Konzil es gesagt hat, „die Seele der ganzen ökumenischen Bewegung“. Geistliche Ökumene umfasst das Gebet mit- und füreinander und ganz zentral das Gebet um die Einheit. Im Letzten ist es der Herr selbst, der die Einheit schenkt. Das entlastet von falschem Leistungsdenken, entbindet uns aber nicht davon, das uns Mögliche zu tun.

In der Ökumene bauen wir an der Kirche von morgen. Tun wir mit Entschiedenheit und Zuversicht, was in unserem menschlichen Vermögen steht, und bitten wir besonders in diesen Tagen vor Pfingsten darum, dass der Heilige Geist mit uns auf dem Weg bleibt und uns die Richtung weist.



Ein Besuch am gemeinsamen Stand der Evangelischen Kirche Mitteldeutschlands, der Evangelischen Landeskirche Anhalts sowie der Bistümer Erfurt und Magdeburg
„Ökumene in der Mitte“ ist freudige Pflicht.

„Gebt ihr ihnen zu essen“

Predigt zu Fronleichnam 2022

Der Hunger dieser Welt

Liebe Schwestern und Brüder, von fünf Broten und zwei Fischen ist im Evangelium die Rede, und dass davon Fünftausend satt werden. Und wie sieht es um uns herum aus, außerhalb des Domes und unseres persönlichen oder familiären Umfeldes, manchmal schon in nächster Nähe, auf jeden Fall aber weltweit? Mit erschreckender Deutlichkeit tritt uns da die Fratze eines vielfachen Hungers entgegen. Unzählige Menschen haben nicht ausreichend zu essen, vegetieren nur so dahin oder gehen daran sogar zugrunde – eine der größten Herausforderungen, der sich die Weltgemeinschaft stellen muss. Hitzewellen, Dürren und Überschwemmungen als Folgen des Klimawandels verursachen existentielle Nöte, Ernten fallen aus, Vorräte sind längst aufgebraucht. Mit dem Krieg in der Ukraine und anderen Konflikten wird sich das noch verschärfen, auch bei uns, wo wir es erst anfanghaft spüren. Deutlicher als zuvor wird sichtbar, wie abhängig wir weltweit voneinander sind, in Fragen der Ernährung und auch darüber hinaus, wie das Verhalten eines Landes, eine grundsätzliche Ideologie oder ein politisches Programm,



Fronleichnamsprozession in Magdeburg 2022 vom Dom zur Kathedrale

wie einzelne Machthaber oder selbst unser ganz persönliches Handeln Auswirkungen haben: auf das gesamte Ökosystem, das menschliche Zusammenleben und auch die Zukunft der nächsten Generationen. Aber nicht nur anderswo, auch unter uns haben Menschen nicht jeden Tag genug zu essen.

Und dann ist da noch eine ganz andere Art von Hunger in unserer Gesellschaft zu spüren: Viele Menschen suchen danach, was ihrem Leben Sinn geben kann. Immer mehr sind am Rande der Erschöpfung, weil sie über Gebühr arbeiten müssen, und für das, was sie leisten, nicht angemessen bezahlt werden. Worin – so fragen sie sich – soll eigentlich der Sinn des Lebens liegen, wenn es immer nur darum geht, irgendwie noch über die Runden zu kommen. Gleichzeitig scheint für andere genau darin der Sinn ihres Lebens zu liegen, in ihrer beruflichen Tätigkeit völlig aufzugehen. Doch auch dabei machen sie oftmals die Erfahrung, keine wirkliche Erfüllung zu finden. Und wie viele hungern danach, Anerkennung und Liebe zu finden, verlässlich mit anderen Menschen ihr Leben teilen zu können, in Freud und Leid. Stattdessen aber zerbrechen so manche Beziehungen, zerplatzen Träume und Ideale, nimmt die Vereinsamung zu.

Gebt ihr ihnen zu essen

Auch im Evangelium geht es um existentielle Fragen. Am Ende des Tages sind die Menschen hungrig und erschöpft, brauchen eine Unterkunft und etwas zu essen. Und sie sind auch auf der Suche nach Sinn. Deshalb folgen sie diesem Wanderprediger, der ihnen in Wort und Tat das Reich Gottes schmackhaft macht und sie auch von Krankheiten und anderen Gebrechen heilt. Dass aber ist nicht nur leiblich, sondern auch seelisch gemeint, denn Jesus zeigt den Menschen angesichts ihrer Nöte und Sorgen auf, dass es noch eine andere Wirklichkeit gibt, die auch über die Bedürfnisse des alltäglichen Lebens hinaus Hoffnung und Zuversicht vermitteln kann.

Wer aber – so klingt eine entscheidende Frage im Dialog zwischen Jesus und seinen Jüngern an – muss tätig werden, um den vielfältigen Hunger der Menschen zu stillen? Wer kann an der Situation etwas ändern? Wer ist verantwortlich? Zwei mögliche Antworten bietet der Text. Da ist zunächst die Reaktion der Jünger; sie verweisen auf die

eigene Verantwortlichkeit derer, die ihnen gefolgt sind. Und so bitten sie Jesus, diese wegzuschicken, damit sie sich um sich selbst kümmern und das für sie Notwendige besorgen können. Wahrscheinlich fühlen sich die Jünger mit der großen Anzahl der hungrigen Menschen schlichtweg überfordert und wissen nicht, wie sie diese Herausforderung bewältigen können. Jesus aber gibt eine andere Antwort: „Gebt ihr ihnen zu essen.“ Das klingt so, als wolle er sagen: Überlasst diese Menschen nicht einfach sich selbst, sondern nehmt die Verantwortung für sie wahr.

Diese Erzählung von der wundersamen Speisung der Fünftausend schildert einen Ernstfall, der auch uns im übertragenen Sinne vertraut sein dürfte. Auch heute stellt sich die Frage: Was machen wir angesichts der Tatsache, nur fünf Brote und zwei Fische zu haben? Wie verhalten wir uns als bürgerliche Gesellschaft und demokratisches Gemeinwesen den Menschen gegenüber, die hungrig und erschöpft sind? Sind wir uns der Tatsache bewusst, dass unser Handeln Auswirkungen auf das Leben und Überleben anderer Menschen hat? Setzen wir unsere Kräfte fast ausschließlich nur dafür ein, das eigene Leben zu bessern, Karriere zu machen und Spaß zu haben? Oder bemühen wir uns auch um Gerechtigkeit und Barmherzigkeit für andere und darum, dass möglichst viele menschenwürdig leben können?

Die Welt anders denken

Bei all diesen Fragen sind wir auch als Kirche besonders herausgefordert, Antworten zu geben und Hilfe zu leisten. Und ich meine, dass dies auch mit Fronleichnam zu tun haben könnte. Wie ein Fingerzeig weist dieses Fest nämlich darauf hin, dass es etwas gibt, das unseren Alltag übersteigt. In der Geschäftigkeit dieser Welt, die immer größeren Raum einnimmt, ist dieser Hinweis wichtiger denn je. Sowohl die heutige Prozession als auch jede Eucharistiefeier sind eine Einladung, sich im alltäglichen Treiben und Tun unterbrechen zu lassen und der Frage nach dem Sinn Raum zu geben. Dafür müssen solche Formen und Feiern aber auch als Orte erfahrbar werden, an denen sich die Menschen mit ihrem Leben wirklich wiederfinden können.

Zugleich verdeutlicht Fronleichnam in den Krisen und Brüchen unserer Zeit, wie sehr wir der Gemeinschaft bedürfen. Ja, es zeigt, dass nicht jeder und jede nur für sich allein lebt und leben kann. Dafür sind unsere

gottesdienstlichen Zusammenkünfte ein besonders tiefer Ausdruck. Sehr viel stärker als wir es heute tun, hat die frühe Kirche diesen Gedanken ganz konkret umgesetzt, waren die Eucharistiefiern wirkliche Mahlgemeinschaften, der Ort, an dem Menschen sowohl leibliche als auch geistliche Stärkung erfahren konnten. Von dort aus kehrten sie zurück in ihren Alltag, um zu leben und zu teilen, was sie selbst erfahren haben.

Bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im letzten Jahr regte die Preisträgerin Tsitsi Dangarembga in ihrer Dankesrede zu einem bedenkenswerten Perspektivwechsel an. Ihrem Appell an eine neue Aufklärung legte sie den Kern der Philosophie der Ubuntu zugrunde, der lautet: „Ich bin, weil du bist.“ Im allgemeinen Sprachgebrauch – so erläuterte sie – drückt sich diese Geisteshaltung beispielsweise auch darin aus, andere mit den Worten zu begrüßen: „Mir geht es gut, wenn es dir gut geht.“ Ja, in dieser Weise kann sogar eine Aussage über sich selbst nur in Abhängigkeit von einer Aussage über die andere Person getroffen werden: Dass es mir gut geht, ist nur dann möglich, wenn es auch der anderen Person gut geht.

Liebe Schwestern und Brüder, in diesem Sinn ist Fronleichnam nicht nur ein Fest, das eigentlich kaum noch verstanden wird; es fragt uns auch kritisch an, wieviel Raum wir der Frage nach dem Sinn geben und wieviel Gespür wir dafür haben, nicht nur an uns selbst zu denken, sondern auch das Elend und Leid anderer wahrzunehmen. Insofern fordert uns das Fest Fronleichnam auch heraus, unsere Gesellschaft



Gottesdienst zu Fronleichnam im evangelischen Dom zu Magdeburg

empfindsam und liebevoll mitzugestalten. Die Wundererzählung von der Speisung der Fünftausend bei nur fünf Broten und zwei Fischen will uns dazu anregen, darüber nachzudenken, ob nicht auch eine andere Welt möglich sein kann – nämlich dann, wenn wir die Verantwortung nicht einfach zurückgeben, sondern tätig werden – mit den Möglichkeiten, die wir haben.

„Herr“ – so heißt es in einem Gebet – „gib denen, die Hunger haben, Brot, und denen, die Brot haben, Hunger nach den Gütern des ewigen Lebens.“ So zu beten, hat Tiefgang. Wir sollten dabei aber nicht überhören, vergessen oder verdrängen, dass der Herr in bestimmten Situationen auch zu uns sagt: „Gebt ihr ihnen zu essen.“

Ökumenische Zeitenwende

Gastkommentar zur Haltung von Patriarch Kyrill
anlässlich des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine
und über die ökumenischen Folgen,
Herder Korrespondenz Heft 7/2022

Kann oder will Patriarch Kyrill nicht anders? So könnte man angesichts seiner von vielen als skandalös empfundenen Haltung zum russischen Überfall auf die Ukraine fragen. Anscheinend trifft beides zu. Zum einen ist die Russische Orthodoxe Kirche nach wie vor deutlich vom Staat abhängig. Nicht nur, dass dabei das byzantinische Modell der Symphonie von Staat und Kirche weiterhin untergründig mitschwingt, auch andere historische Entwicklungen wirken noch nach. Fast traumatisch muss in Erinnerung sein, dass seit Zar Peter I. aufgrund aufgeklärter Vorstellungen fast 200 Jahre die Russische Orthodoxe Kirche keinen Patriarchen mehr haben durfte, sondern durch den sogenannten „Heiligsten Dirigierenden Synod“ mit einem Staatsbeamten, dem Oberprokurator, an der Spitze geleitet wurde. Erst 1917 war es möglich, wieder einen Patriarchen zu wählen, um kurz danach erneut – diesmal durch die Bolschewiken – rigoros reglementiert, ja sogar massiv unterdrückt und fast ausgerottet zu werden. Im II. Weltkrieg als geistige Stütze bei der Verteidigung des Vaterlandes benötigt, erfuhr das Moskauer Patriarchat seitdem eine gewisse Akzeptanz und Förderung, konnte 1961 auch dem Ökumenischen

Rat der Kirchen beitreten, musste sich im Ausland aber als sozusagen „verlängerter Arm der sowjetischen Friedenspolitik“ erweisen. Nach dem Zerfall der Sowjetunion avancierte die Russische Orthodoxe Kirche schließlich immer mehr zum „Rückgrat und Hoffnungsträger einer gedemütigten Nation“ und befindet sich nunmehr schon seit längerem als unverzichtbarer Partner des Staates wie in einem „goldenen Käfig“.

Darüber hinaus scheinen aber auch weltanschauliche Gründe eine wesentliche Rolle zu spielen. Abgesehen von der messianisch anmutenden Vorstellung Moskaus als „3. Rom“ und der idealisierenden Rede vom „Heiligen Russland“, ist es der Titel „Patriarch von Moskau und der ganzen Rus“, der ahnen lässt, worum es Kyrill gehen könnte. Damit verbindet sich nämlich die Erinnerung an die Taufe der als Ursprungsgebiet angesehenen Kiewer Rus im Jahre 988, die spätere Zersplitterung in verschiedene Fürstentümer und die Differenzierung der Ostslawen in Russen, Ukrainer und Belarussen, die Verlagerung des Machtzentrums nach Moskau und dessen Erhebung zum Patriarchat 1589 sowie die enge Zugehörigkeit Kiews zu ihm seit 1667. Korrespondierend tritt noch das staatlich wie kirchlich propagierte Konzept von der „Russischen Welt“ hinzu, dem mindestens Russland, die Ukraine und Weißrussland zugeordnet werden, das aber auch Russen in anderen Regionen mit im Blick hat. Während diese transnationale geistig und politisch gedachte Größe mit Moskau als Zentrum die wahren traditionellen Werte verkörpert, hütet und verteidigt, sieht man den Westen mit seinen liberalen Demokratien und pluralen Lebensformen als dekadent, korrupt und letztlich dem Untergang geweiht an. Auf diesem Hintergrund erscheint der Krieg gegen die Ukraine auch als ein metaphysisch überhöhter Kampf gegen die Mächte des Bösen. Zudem wird verständlich, wieso das Moskauer Patriarchat während des Pontifikats von Benedikt XVI. zeitweise eine strategische Allianz mit Rom aufbauen wollte, zum Protestantismus aber auf Distanz ging.

Ende Mai hat sich die Ukrainische Orthodoxe Kirche des Moskauer Patriarchats von Kyrill losgesagt und ihre Eigenständigkeit erklärt. Was das letztendlich bedeutet, muss sich erst noch zeigen, auch hinsichtlich einer vielleicht größeren Annäherung an die 2018 durch das Ökumenische Patriarchat gegründete und nationaler geprägte Orthodoxe Kirche der Ukraine. Unklar ist auch, warum der bislang recht einflussreiche Außenamtsleiter des Moskauer Patriarchats, Metropolit

Hilarion, kurz danach überraschend abberufen wurde. Doch schon vorher ging es turbulent zu, meldeten sich zahlreiche kritische Stimmen aus der gesamten Orthodoxie und auch aus anderen Kirchen, die Patriarch Kyrill aufforderten, sich von Putin und seinem abscheulichen Krieg zu distanzieren und dieses Verbrechen nicht noch religiös zu verbrämen. Inzwischen stehen nicht nur die innerorthodoxen, sondern auch die ökumenischen Beziehungen vor einem Scherbenhaufen. Konstruktive Dialoge mit dem Moskauer Patriarchat sind vorerst unmöglich geworden. Versuche des Papstes, sich über Kontakte mit Patriarch Kyrill für einen baldigen Frieden einzusetzen, wurden bislang von Seiten der Russischen Orthodoxen Kirche – wie man auf deren Homepage nachlesen kann – in ihrem Sinne manipuliert und instrumentalisiert.

Manche sprechen inzwischen im Hinblick auf die Beziehungen zum Moskauer Patriarchat von einer ökumenischen Zeitenwende. Auf jeden Fall muss neu darüber nachgedacht werden, unter welchen Voraussetzungen zwischenkirchliche Dialoge überhaupt noch sinnvoll erscheinen und unter welchen Umständen sie nicht zu verantworten sind.



2011 im Gespräch mit Patriarch Kyrill in Moskau

Umgeben von Heiligen

Meditation bei der Einweihung des Altarretabels
von Michael Triegel im Naumburger Dom am 3. Juli 2022

Das nunmehr neu gestaltete Mittelteil des Altares zeigt Maria umgeben von anderen Menschen. Manche schauen sie an, andere schauen zusammen mit Maria uns an. Diese Personen stehen in der Anordnung des Bildes ganz nah bei Maria, gleichzeitig sind sie durch ein Tuch von ihr getrennt. Ähnlich wirken sie auch auf uns als Betrachtende: nah und nahbar, und doch scheinen sie in einer anderen Sphäre beheimatet zu sein. Die Darstellung fängt in treffender Weise unser Verhältnis zu solchen Menschen ein, die wir als Heilige bezeichnen: Menschen, die auf außerordentliche und vorbildhafte Weise durch Taten der Gottes- und Nächstenliebe die christliche Botschaft ernstgenommen und verwirklicht haben. Etwas vom Geist Gottes spiegelt sich in ihrem beeindruckenden Lebenszeugnis wider und lässt uns diesen annähernd erlebbar werden (Ottmar Fuchs). Ja, sie wirken dadurch in gewisser Weise wie aus einer anderen Welt. Gleichzeitig sind und waren sie Menschen wie wir, Sie und ich, den Spannungen des Lebens ausgesetzt. Das macht sie uns sympathisch und hilft uns, auf ganz menschliche Weise natürlich und sensibel mit der Transzendenz in Berührung zu kommen (Ottmar Fuchs).



Der Künstler Michael Triegel vor der neugestalteten Mitte des Altarretabels



Vereinigte Domstifter mit evangelischem und katholischem Bischof
zur Vesper im Naumburger Dom

„Nur über Menschen, vergangene oder gegenwärtige, erfahren wir vom Reichtum Gottes im Leben; nur in ihnen wird sein Heiliger Geist so konkret, dass der Funke überschlägt.“ (Ottmar Fuchs) Dennoch bedeutet das nicht, dass wir Heilige etwa mit Gott verwechseln und sie an seine Stelle setzen. Ein liturgisches Gebet am katholischen Allerheiligenfest ruft uns das immer wieder in Erinnerung: „Gott, du allein bist heilig, dich ehren wir, wenn wir der Heiligen gedenken.“ Deutlich klingt hier an, dass der Begriff „heilig“ gemäß biblischem Zeugnis unterschiedlich gebraucht wird. Während Heiligkeit bei Gott eine originäre Wesensbestimmung ist, kann diese einem Menschen nur sekundär und gnadenhaft zuteilwerden. Dabei sind alle Gläubigen zur „Gemeinschaft der Heiligen“ gerufen, d. h. sich durch Gottes Wort und die Sakramente heiligen zu lassen.

Tatsächlich gibt es viele Heilige, mit denen wir Christen uns durchaus sehen lassen können. Sie haben Beträchtliches zum Wohl und zum Fortschritt der Menschheit beigetragen. Sie haben Großartiges, zuweilen auch Absonderliches geleistet.

Doch das ist nicht das Entscheidende. Entscheidend ist etwas anderes. Und das kommt in den Seligpreisungen Jesu zum Ausdruck. Da werden genau diejenigen hervorgehoben, die nach unseren alltäglichen Maßstäben gerade nicht die Großen und Mächtigen sind.

Heilige sind nicht unbedingt nur strahlende Personen, sondern auch gebrochene, schwache, suchende und ringende Menschen ohne großes

Format. Sie hat Gott erwählt, um die Starken unter uns zu beschämen. Sie sind Menschen, die durch ihr Leben und Wirken übliche Maßstäbe in Frage stellen.

Heilige sind so wie Leuchten am Himmel, die uns Mut und Zuversicht geben können. Sie bezeugen uns, dass die Welt nicht so dunkel ist, wie es auch gerade im Moment wieder einmal scheinen mag. Sie können uns vor allem dazu ermutigen, sich selbst von Gott beschenken zu lassen. Denn wer meint, er habe vor Gott nichts vorzuweisen, braucht nicht zu verzweifeln. Im Gegenteil: Gerade solche Menschen hat der Herr seliggepriesen.

Treffend bringt ein Gedicht von Andreas Knapp diese Gedanken ins Wort:

die wahren heiligen
leuchten unscheinbar
suchen nicht
den falschen schein
durch sie scheint
jedes Licht
unwahrscheinlich
schön



Nach mehr als 500 Jahren wurden die beiden originalen Flügel des Malers Lucas Cranach der Ältere (1472-1553) mit einem neuen Mittelteil ergänzt. Die Rückseite zeigt den Auferstandenen.

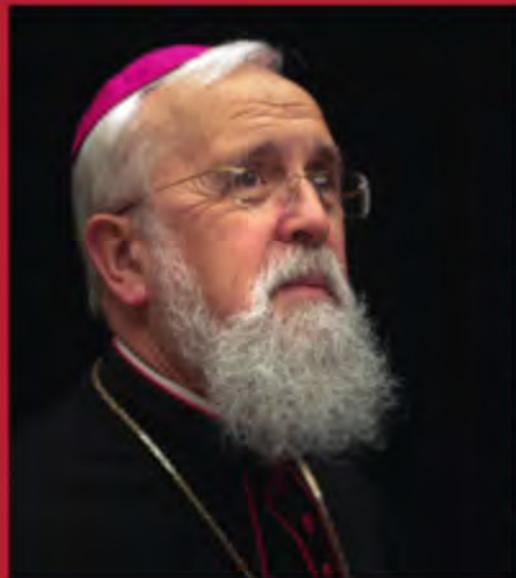
Marien-Altarretabel

Stellungnahme zur Einweihung des Marienaltars
von Michael Triegel im Naumburger Dom am 3. Juli 2022

Seit einiger Zeit bin ich in die Überlegungen der Vereinigten Domstifter einbezogen, den Marienaltar im Westchor des Naumburger Doms wieder zu vervollständigen. Als katholischer Bischof habe ich dieses Vorhaben gern unterstützt, auch durch Schreiben an entscheidende Verantwortungsträger. Warum? 1541 wurde im Zuge der erbitterten reformatorischen Streitigkeiten das Mittelteil dieses Altares mit seiner Darstellung der Gottesmutter Maria und des Kindes gewaltsam zerstört. Der damalige Superintendent hatte die Fleischergesellen der Stadt dazu aufgefordert. Fast 500 Jahre später erfolgte nun die Wiedergutmachung, ein ökumenisch höchst bedeutsames Zeichen. Der Altar ist zurückgekehrt: in seinem Mittelteil mit Maria umgeben von Heiligen durch den katholischen Maler der Neuen Leipziger Schule Michael Triegel neugestaltet und durch die von Lucas Cranach d.Ä. geschaffenen und im Museum erhalten gebliebenen Seitenflügel ergänzt. Dass die Einweihung durch einen evangelischen und einen katholischen Bischof erfolgen sollte, war den Domstiftern ein Herzensanliegen. Und ich bin sehr dankbar dafür, so selbstverständlich daran beteiligt worden zu sein.

Damit zeigt sich der Westchor als Gesamtkunstwerk wieder so, wie er in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erlebt werden konnte. Kein grobschlächtiger modernisierender Eingriff in den sakralen Raum ist das, sondern eine sehr feinsinnige Rückinterpretation und zeitgemäße Integration. Zugleich schauen die berühmten zwölf Stifterfiguren mit Uta und Ekkehard an der Spitze wieder auf eine Mitte und nicht mehr ins Leere.

Außerdem wird deutlich, dass der Naumburger Dom kein Skulpturenmuseum ist, sondern ein lebendiges Gotteshaus mit einer fast tausendjährigen liturgischen Tradition, in dem auch heute und in Zukunft nicht nur Touristen ein- und ausgehen, sondern vor allem Christinnen und Christen sich zu Gottesdiensten und Gebeten versammeln und dabei auch neuere Erkenntnisse und Bedürfnisse gestalterisch umsetzen können.



Dr. Gerhard Feige, geboren 1951 in Halle (Saale), Studium der Philosophie und Theologie in Erfurt, 1978 Priesterweihe, 1988 Promotion, Studienaufenthalt in Rom, 1994 Berufung zum Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ostkirchenkunde in Erfurt, ab 1999 Weihbischof in Magdeburg, seit 2005 Bischof von Magdeburg, seit 2012 Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, seit 2014 Mitglied des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen.

Im Laufe eines Jahres entstehen zahlreiche Predigten, Ansprachen und andere Texte. Dabei vertraut der Bischof auf die Unterstützung von Dr. Christina Saal und Dr. Dorothee Kaes, die an der Erarbeitung mehrerer von ihnen beteiligt waren. Für die die Bekanntmachung der Texte und die Entstehung dieser Broschüre sorgt Susanne Sperling.



Dr. Dorothee Kaes
*Geschäftsführerin
der Ökumenekommission
der Deutschen Bischofskonferenz*



Dr. Christina Saal
*Theologische Referentin
des Bischofs Dr. Gerhard Feige*



Susanne Sperling, M.A.
*Leiterin der Pressestelle
im Bistum Magdeburg*